

Mitteleuropa-Osteuropa

Oldenburger Beiträge zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas

Herausgegeben von Michael Garleff
im Auftrag des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen
im östlichen Europa (Oldenburg)
und von Hans Henning Hahn im Auftrag des Historischen Seminars
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Band 4



PETER LANG

Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien

Kurt Dröge (Hrsg.)

Alltagskulturen in Grenzräumen



PETER LANG

Europäischer Verlag der Wissenschaften

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Alltagskulturen in Grensräumen / Kurt Dröge (Hrsg.). - Frankfurt
am Main ; Berlin ; Bern ; Bruxelles ; New York ; Oxford ; Wien :
Lang, 2002

(Mitteleuropa – Osteuropa ; Bd. 4)
ISBN 3-631-38957-4

Satz und Gestaltung:
ArtSatz Medienagentur,
Oldenburg

Gedruckt auf alterungsbeständigem,
säurefreiem Papier.

ISSN 1436-7017
ISBN 3-631-38957-4

© Peter Lang GmbH
Europäischer Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 2002
Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany 1 2 4 5 6 7

www.peterlang.de

Katharina Eisch

Gedächtnis und Erfahrung

Vom Umgang mit der Erinnerung
im ostdeutsch-tschechischen Grenzgebiet

Frau Soukup¹ ist mir in der kleinen Stadt Skalná, dem früheren Wildstein, als Kontaktperson empfohlen worden, als Expertin zur Situation der dortigen deutschen Bevölkerungsgruppe sowie als Aktivistin des Deutschen Kulturverbands².

Zum vereinbarten Gespräch heißt es erst einmal, von Eger aus den Ort zu finden. Hinter Franzensbad in Richtung des sächsischen Grenzübergangs Vojtanov-Schönberg stauen sich die LKW-Kolonnen, die auch die Abzweigung nach Norden versperren. Die Landkarte verrät schließlich einen anderen, schmalen und rumpeligen Weg, über ein sehr dörfliches Egerland bis nach Skalná, das sich mit seinem barocken Kirchturm malerisch in der weiten Landschaft präsentiert. Ich parke in der Ortsmitte, vor der Post – ganz sozialistischer Zweckbau, und ganz offensichtlich an Stelle alter Bausubstanz dem Städtchen mitten eingesetzt. Zu Fuß finde ich zu einem großen Mietshaus; eine lebhaft, weißhaarige Frau mit energischen, lebhaften Zügen öffnet die Wohnungstür, bittet mich in ihre enge Küche, wo bereits eine Bekannte sitzt, vor sich auf dem Tisch das gelbe „Egerländer Blatt“, das ich aus dem Egerer Deutsch-tschechischen Begegnungszentrum³ wiedererkenne.

– Was wollen Sie nun wissen?⁴

-
- 1 Alle Namen von Informantinnen sind geändert.
 - 2 Zitate und Gesprächswiedergaben von Frau Soukupová und Votrubová: Interviewmitschrift und Gedächtnisprotokoll vom 12.12.1994.
 - 3 Die Bundesrepublik Deutschland hat in der Tschechischen Republik 13 deutsch-tschechische Begegnungszentren eingerichtet, mit denen sie ihre 1992 mit dem deutsch-tschechoslowakischen Nachbarschaftsvertrag eingegangene Verpflichtung für die deutsche Minderheit einlöst. Die meisten dieser Zentren werden von regionalen Verbandsgruppen der deutschen Minderheit getragen, die in der „Landesversammlung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien“ als Dachverband organisiert sind.
 - 4 Gesprächswiedergaben nach Spiegelstrichen sind Zitate, die den Notizen der Interviewmitschrift nachformuliert sind.

Die egerländisch-vogtländische Grenzregion – abseits im Zentrum der Geschichte

In einer ausgedehnten Feldforschung habe ich von 1994 bis 1996 in der böhmischen Grenzregion des Egerlandes nach Erinnerungen und Identitätsstrukturen der dort noch ansässigen, nichtvertriebenen Deutschen gefragt.⁵ Anfang des Jahres 1999 erhielt ich zudem die Möglichkeit, auch im Oberen Vogtland in Sachsen bei aus dem Egerland stammenden Vertriebenen zu forschen, die sich nach 1945 in unmittelbarer Grenznähe zu ihrem Herkunftsgebiet ansässig gemacht haben.⁶ Die ganze Forschungsregion zeichnet sich durch eine seltene Lagerung von Grenzen aus, da hier das bayerische Grenzland, die wenige Kilometer schmale Landzunge des zu Tschechien gehörigen Ascher Ländchens, der ebenso schmale Streifen des Vogtlandes sowie schließlich das Egerland eng ineinander verzahnt liegen. Auch historisch sind diese Grenzregionen eng aufeinander bezogen, in der Folge von nationaler Eskalation, Okkupation, Krieg und Vertreibung haben sie jedoch extreme Brüche und Trennungssituationen erfahren. Das bayerisch-sächsisch-böhmische Dreiländereck mit der Stadt Eger⁷ war durch die Jahrhunderte als politischer und kultureller Brennpunkt aufgefallen; hier hatten sich Nationalisierungsprozesse des 19. und 20. Jahrhunderts mit besonderer Schärfe abgespielt, und hier lag schließlich auch ein Zentrum nationalsozialistischer Agitation bis zum Einmarsch der Wehrmacht im Oktober 1938 mit Hitlers Auftritt in den deutschböhmischen Grenzstädten Asch und Eger. Dieselbe Region markierte und sicherte nach dem Krieg als eine Art Niemandslandzone die globale Trennlinie zwischen Ost und West. Das tschechische Grenzgebiet und das sächsische Vogtland gerieten nach

5 Es handelt sich um das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte und am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen unter der Leitung von Utz Jeggle durchgeführte Forschungsprojekt „Archäologie eines Niemandslands. Ethnographische Untersuchungen bei den Deutschen in Böhmen“. Vgl. zu den Forschungsergebnissen: Katharina Eisch: Grenzland Niemandsland. Eine ethnographische Annäherung an die Deutschen in Böhmen. In: *Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder* 40/2 (1999), S. 277–305.

6 Als eine in diesem Rahmen im Auftrag des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde Dresden durchgeführte, ausführliche Untersuchung des kollektiven Umgangs mit den Erfahrungen um das Jahr 1945 auf dem Gebiet der ehemaligen SBZ vgl. Katharina Eisch: Die Spur von '45. Das Kriegsende im sächsischen Gedächtnisraum. In: *Volkskunde in Sachsen* 7/2 (1999), S. 131–158.

7 Tschechisch: Cheb.

dem Krieg in den sozialistischen Machtbereich gleichsam am ‚Saum‘ des Eisernen Vorhangs; durch die Sperrlinie des Eisernen Vorhangs zum nahen Bayern einerseits, andererseits aber auch die Abschließung der DDR und der sozialistischen Tschechoslowakei voneinander lebten die Grenzlandbewohner beider Seiten über vierzig Jahre lang buchstäblich zwischen Sperranlagen und Stacheldraht eingeklemmt. Nach der Grenzöffnung sieht sich das Gebiet wieder im Zentrum politischer und wirtschaftlicher Umwälzungsprozesse – dabei scheint jedoch die einheimische Bevölkerung auch weiterhin im Abseits stehen zu bleiben.

Ansätze zum Erforschen kollektiven Gedächtnisses

Die Landschaft des Dreiländerecks als eine weithin unbekannte und abseitige Grenzgegend ist in besonderer Weise von den zentralen politischen Umbrüchen und Katastrophen der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts geprägt. Dies muss nicht nur seinen Niederschlag im Gedächtnis der hier lebenden Menschen gefunden haben, sondern es weist die Region auch als paradigmatisches Forschungsfeld zum Verhältnis von Erfahrung und kollektivem Erinnern aus.

Nicht zuletzt durch die Veröffentlichungen von Aleida und Jan Assmann hat die Gedächtnisgeschichte in den letzten Jahren großen Aufschwung in den Geschichts- und Kulturwissenschaften erhalten⁸; der Terminus des ‚kollektiven Gedächtnisses‘ und damit die Vorstellung eines überindividuellen Gedächtnisses einer kulturell definierten Gruppe können inzwischen als wissenschaftliches Allgemeingut gelten. Dabei ist das kollektive Gedächtnis – dem Soziologen Maurice Halbwachs folgend – von Anfang an hauptsächlich über den Unterschied zur Geschichte bzw. der Historiographie beschrieben worden.⁹ In Abgrenzung von der wissenschaftlich institutionalisierten, medienvermittelten Geschichte mit ihrem

8 Vgl. u. a. Jan Assmann: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Ders., Tonio Hölscher (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt a. M. 1988, S. 9–19; Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999.

9 Vgl. Maurice Halbwachs: *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt a.M. 1985. In Halbwachs' Nachfolge entstand in den 80er Jahren eine Reihe unterschiedlicher Konzepte dieser Gegenüberstellung von Geschichte und Gedächtnis. Vgl. z. B. Pierre Nora: *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*. Berlin 1990; Jacques Le Goff: *Geschichte und Gedächtnis*. Frankfurt/New York 1992. Boris A. Uspenskij: *Semiotik der Geschichte* (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 579). Wien 1991.

Anspruch auf Objektivität und statische Faktizität konstituiert sich das kollektive Gedächtnis subjektiv, perspektivisch und selektiv im Kontext gegenwärtiger Identitäts- und Selbstversicherungsbedürfnisse der Gruppe; während die Historiographie auf die ‚großen‘ Ereignisse abhebt, ist das Gedächtnis auf die konkrete, subjektive Erfahrung der Menschen bezogen. Im Akt der kommunikativen Weitergabe und Vermittlung innerhalb der Gruppe formiert es sich immer wieder neu: ein Charakteristikum, welches das kollektive Gedächtnis eng an das Erzählen als zentrales Medium der Überlieferung bindet.

Insgesamt verweisen all diese Merkmale die Gedächtnisgeschichte an die etwa zeitgleich entwickelte Forschungsrichtung der Oral History mit ihren Dokumentationstechniken mündlich erzählter und individuell durchlebter Vergangenheit über Zeitzeugengespräche, biographische und alltagsweltliche Interviews etc. Überraschenderweise und entgegen der in Geschichtswissenschaft und Oral History geführten Diskussion um subjektive mündliche Quellen werden beide Konzepte im kulturwissenschaftlichen Alltag jedoch nur selten in einer konsequenten theoretischen und methodischen Anstrengung zusammengeführt.¹⁰ Weitaus geläufiger sind im Forschungsumfeld des kollektiven Gedächtnisses Analysen der Erinnerungskultur anhand von ‚sekundären‘ Gedächtniszeugnissen wie Denkmälern, Museen, historischen Feiern und Ritualen oder der Literatur. Aleida Assmann spricht hier vom „kulturellen Gedächtnis“, das die Inhalte des „Erfahrungsgedächtnisses“ medial übersetzt und für den generationenübergreifenden Gebrauch fixiert.¹¹ Eingehende Forschungen dazu, wie sich kollektives Gedächtnis im alltäglichen Erzählen konkreter Erinnerungsgemeinschaften (und damit durchaus über das individuelle Erleben von Zeitzeugen hinaus) formt, fehlen ebenso weitgehend wie empirische Darlegungen dessen, wie kollektives Gedächtnis und die ‚offizielle‘, medienvermittelte Geschichtsschreibung aufeinander einwirken.

Eine zwingende Voraussetzung derartiger Forschungen ist ein methodisches Instrumentarium, das flexibel genug ist, um die ‚flüssigen‘ Formierungsprozesse des kollektiven Gedächtnisses zu erfassen. Den eher statischen, dokumentarisch aus-

gerichteten Aufzeichnungen der Oral History fehlt dazu im allgemeinen die Einbindung in aktuelle gesellschaftliche Kontexte, welche die Erzählinhalte mitformieren, ebenso wie die Reflexion des Erzählsettings und der Interaktionssituation zwischen Erzählern und Forschenden. Mit den folgenden Forschungen und Überlegungen wird deshalb eine umfassendere ethnographische Methodik vorgeschlagen, die narrative Interviews, schriftliche und mediale Zeugnisse sowie Tagebuchaufzeichnungen von Gesprächen, informellen Begegnungen und den Überlegungen und Irritationen der Forschenden im Feld integriert. Im Feld wurden keine unveränderlichen Settings oder Fragepläne vorab festgelegt, keine statischen Hypothesen abgeklopft; statt dessen folgte die Forschung der Logik des Feldes, so, wie es sich in seinen Verweisungen und Vermittlungen zeigte. Diese Forschungsmethodik ist wie das kollektive Gedächtnis multiperspektivisch, situativ und prozessual angelegt; die Erfahrungsinhalte, Deutungen und Bedeutungen des Feldes können mit Blick auf die subjektiven und gegenwärtigen Standorte der Betroffenen ebenso wie auf ihre örtliche und zeitliche Lagerung im Forschungsprozess aufgenommen werden.¹² Es geht um eine offene Vorgehensweise, die die kontextuelle und assoziative Bedeutungskonstitution des kollektiven Gedächtnisses spiegelt und sichtbar macht. Im Fortschreiten der Forschung entsteht ein breiter, disparater Fundus von Erinnerungsstücken und Erzähltexten sowie von allerhand (manchmal durchaus redundant erscheinenden) Beobachtungen und Überlegungen, in dem schließlich eine Matrix kollektiver Gedächtnisstrukturen aufscheint, die sich über Wiederholungen und Variationen von Erzähltopoi und Deutungsmustern quer durch den Forschungsbestand manifestiert und organisiert. Analog zum offenen Umriß der Untersuchungsgruppe und zum flexiblen Vorgehen im Feld drückt sich das kollektive Gedächtnis einerseits in seiner individuellen Diversität und Veränderbarkeit aus – und zeigt andererseits über seine internen Verweisungsbeziehungen und die Überschneidungen in der Auswahl und Gestaltung von Erzählthemen doch eine überindividuelle Strukturiertheit.

10 Eine wichtige Ausnahme bilden hier die von Lutz Niethammer versammelten Beiträge und Überlegungen in: Lutz Niethammer (Hg.): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*. Frankfurt a.M. 1985. Vgl. u. a. auch Peter Burkes selbstverständliche Nahelegung an Historiker, sich über die Quellen der Oral History mit dem Gedächtnis zu beschäftigen. Peter Burke: *Geschichte als soziales Gedächtnis*. In: Aleida Assmann, Dietrich Hart (Hg.): *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*. Frankfurt a.M. 1991, S. 289–304, hier S. 291.

11 Vgl. Assmann: *Erinnerungsräume* (wie Anm. 8), S. 15.

12 Dieser Forschungsansatz ist detailliert ausgeführt in: Katharina Eisch: *Erkundungen und Zugänge I: Feldforschung. Wie man zu Material kommt*. In: Klara Löffler (Hg.): *Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde*. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde am 1. und 2. Oktober 1998 in Wien. Wien 2000. Aus dem breiten Diskurs um eine bewegliche, sozialen Veränderungs- und Globalisierungsprozessen angepaßte Ethnographie vgl. u.a.: Marcus, George: *Past, present and emergent identities: Requirements for ethnographies of late twentieth-century modernity world wide*. In: Scott Lash, Jonathan Friedman (Hg.): *Modernity and Identity*. Oxford 1992, S. 309–330.

Die folgenden Überlegungen beziehen sich auf das Beispiel zweier komplexer Gesprächszusammenhänge, die sich jeweils auf der egerländischen und der vogtländischen Grenzseite im Kontakt mit einer als „Expertin“ empfohlenen Gewährsfrau ergeben haben. Im Zentrum stehen die jeweiligen Bezugspersonen sowie weitere, durch die Kontaktbezüge und Vermittlungswege des Feldes hinzugekommene Erzählerinnen derselben Erlebensgeneration. Im Verweis auf den Gesamtzusammenhang einer ausgedehnten Feldforschung mit einer großen Vielzahl beteiligter Informanten und Informantinnen können die genannten Gewährsfrauen mit ihrer jeweiligen Lebenserfahrung und ihren Erzählbedürfnissen zum Ausdruck kommen, sie können aber doch auch exemplarisch als Trägerinnen eines kommunikativ im kollektiven Gedächtnis ihrer Gruppe vermittelten Erfahrungs- und Erzählwissens verstehbar werden. Der Vergleich beider Grenzseiten, d. h. der Überschneidungen und Unterschiede im Erfahrungskontext der Betroffenen, soll Aufschluß darüber geben, wie sich Menschen unter verschiedenen Bedingungen ihre erlebte Geschichte aneignen und welche Auswirkungen das Gedächtnis umgekehrt auf die individuelle Identität und Lebensbewältigung hat. Dabei lassen sich (in Abgrenzung vom kulturellen Gedächtnis sowie vom jeweils etablierten Geschichtsverständnis) verschiedene Typen des Assmannschen ‚Erfahrungsgedächtnisses‘ ausmachen, die sich wesentlich auf das nach außen gerichtete ‚Expertengedächtnis‘ sowie auf die Formungen eines auf die eigene soziale Gruppe hin orientierten, ‚alltäglich-privaten‘ und ‚pragmatischen‘ Erfahrungsgedächtnisses zurückführen lassen. Zurück also zum Gespräch mit Frau Soukupová in Skalná:

Das Wildsteiner Gedächtnis

Was ich nun wissen wolle? Nun, eigentlich alles, was es zur Situation der hier verbliebenen Deutschen zu erzählen gibt! Die Gewährsfrau stört diese Allgemeinheit nicht: „Laßt mich erstmal anfangen“, meint sie, und weiß dabei genau, wo anzufangen ist: „1945 sind die Leut‘ ausgesiedelt worden.“¹³ Erst als die Tschechen gemerkt hätten, daß in der Porzellan- und Textilindustrie nichts mehr lief, sei ein „Stop gemacht“ worden. Der Industrie wegen, ausgestattet mit einem Spezialarbeiterausweis „haben wir die Ehre gehabt“: Ironisch und Punkt für Punkt wie ein Geschichtswerk berichtet sie, wie ein Teil der Deutschen in Wildstein ab 1946 von der Vertreibung ausgenommen und zur Arbeit zurückgehalten wurde.

13 Tatsächlich erfolgte die organisierte Aussiedlung der deutschen Bevölkerung im Egerland erst ab 1946 (vgl. Anm. 26).

– Die Tschechen sind gekommen, Deutsche mußten aus ihren Häusern, durften nicht mehr als 2000 Kronen verdienen.

Den Rest habe man als „Reparationsleistung“ abgezogen.¹⁴

Aber immer wieder fügt sie ein: Ihr Bruder wisse das besser, der sei '68 raus nach Deutschland¹⁵, schreibe in der Egerer Zeitung – dem dortigen Egerländer Vertriebenenblatt.

– Die Deutschen waren „nicht anerkannt“, hatten „kein Recht“.

Wie lange diese Phase gedauert habe?

– Bis 1953, zur Währungsreform.

Dann habe man die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft „müssen nehmen“¹⁶ – das Datum setzt sie als Beginn eines stetigen Normalisierungsprozesses. An die Dinge davor denke man heute gar nicht mehr „so intensiv“. „Friedlicher“ werde man, „der Haß geht zurück“. Kinder seien gekommen, der Alltag. Mischehen seien entstanden, da habe sich das schon gebessert, so betont auch die Freundin, Frau Votrubová soweit sie nicht von der umtriebigen Frau Soukupová unterbro-

14 Dem „Dekret des Präsidenten“ vom 1.10.1945 zufolge standen Deutsche und Magyaren in der unmittelbaren Nachkriegstschechoslowakei unter Arbeitspflicht, wobei 20% ihres Lohns sowie die 2000,- Kčs monatlich übersteigende Summe einbehalten wurden. Helmut Slapnicka: Die rechtlichen Grundlagen für die Behandlung der Deutschen und der Magyaren in der Tschechoslowakei 1945–1948. In: Richard G. Plaschka, Horst Haselsteiner, Arnold Suppan, Anna M. Drabek (Hg.): Nationale Frage und Vertreibung in der Tschechoslowakei und Ungarn 1938–1948. Aktuelle Forschungen. Wien 1997, S. 193–197, hier S. 193.

15 Vor allem auf Grund der im Vorfeld des Eisernen Vorhangs gelockerten Situation wanderten von 1964 bis 1970 47.497 Menschen aus, ein gutes Drittel der damals noch im Land lebenden Staatsbürger und Staatsbürgerinnen deutscher Nationalität; bis 1972 war die Auswanderung auch noch im Zuge der Familienzusammenführung möglich. Die Volkszählungsergebnisse von 1970 weisen sogar einen Rückgang von 53,2% des Werts der vorhergehenden Zählung von 1960 auf. Die unterschiedlichen Ergebnisse dürften vor allem mit der Diskrepanz zwischen den amtlich als Deutsche Gemeldeten und den freiwilligen Angaben in den Volkszählungen zusammenhängen. Federální statistický úřad (Hg.): Demografická Příručka. Praha 1982, S. 118; Český statistický úřad (Hg.): Národnostní složení obyvatelstva české republiky. Výsledky sčítání lidu, domů a bytů 1991, S. 2.

16 1945 hatte die Tschechoslowakei ihren deutschen Bürgern die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft aberkannt. Nach Abschluß der Vertreibungsmaßnahmen wurde diese den im Land Gebliebenen, die sie nicht bereits vorher auf Antrag wiedererlangt hatten, kollektiv wieder zugewiesen.

chen wird, die mich mit fuchtelndem Zeigefinger immer wieder anstößt, um meine Aufmerksamkeit zu erregen, und damit ich auch alles mitschreibe.

Sie hat 1949 geheiratet, 1946 ihren Mann kennengelernt, der als deutschsprechender, tschechischer Repatriant aus dem Rheinland gekommen war. Anfangs durfte sich das Paar nicht im Dorf zeigen: Ein Tscheche durfte ja „keine Deutsche haben“.¹⁷ Ihre Kinder habe sie „deutsch erzogen“ – zweisprachig also, und wohl auch im Bewußtsein ihrer deutschen Herkunft. Im wenige Kilometer entfernten Schönbach¹⁸ habe es außerdem eine Lehrerin gegeben, die sie im Deutschen unterrichtete¹⁹.

Ab den 60er Jahren verbesserten sich auch die Chancen der Deutschen. Sicher, ihre eigene Generation war „weg vom Fenster“, beruflich zurückgestuft, ohne Ausbildungsmöglichkeiten. Insgesamt aber waren Rechte und Lebensbedingungen verschieden, bezirks-, ortswise. In Wildstein sei die Ansiedlung remigrierter „Rumänertschechen“²⁰ ausschlaggebend gewesen. Dazu aber muß sie noch einmal von vorne beginnen:

- Zuerst sind Goldgräber gekommen, die alles weggeschleppt haben.
- Dann hat man die Deutschen rausgeschmissen. Und dann wurde umgesiedelt. Dabei hätten die neuen Siedler in Rumänien selbst als Minderheit gelebt, an der deutsch-tschechischen Konfliktgeschichte in der Tschechoslowakei hatten sie keinen Anteil.

17 Zwar bestand kein offizielles Heiratsverbot, wie überhaupt die in der Übergangszeit des Kriegsendes gegen Deutsche ausgeübten Sanktionen von massiver Willkür der jeweils lokal agierenden Nationalverwaltungen und Interessengruppen geprägt waren. Trotzdem kann festgestellt werden, daß gemischtsprachige Beziehungen und Ehen generell unter großem Druck standen.

18 Tschechisch: Luby.

19 Seit 1955/56, in manchen Gegenden bereits ab 1953, konnten Kinder deutscher Herkunft bei entsprechendem Interesse in den einzelnen Ortschaften nachmittäglichen Deutschunterricht erhalten. Vgl. Rudolf Urban: Die sudetendeutschen Gebiete nach 1945. Frankfurt a.M./Berlin 1964, S. 319f.

20 Nach der Vertreibung der deutschen Bevölkerung der tschechoslowakischen Grenzgebiete bemühte sich die tschechoslowakische Regierung, diese durch gezielte Anwerbung von Tschechen und Slowaken aus dem Landesinneren oder auch durch die freiwillige oder zwangsweise Repatriierung von in verschiedenen süd- und ostmitteleuropäischen Ländern, aber z. B. auch in Deutschland oder Frankreich lebenden Tschechen wieder zu bevölkern.

- Zuerst sind wir übernommen worden vom Reich, dann haben sie uns rausgeschmissen und diese ganzen Sachen: das kannten die Neusiedler alle nicht. Hier war kein Haß.

Im Ort, wo mit 600 der einstigen 3000 deutschen Einwohner ein vergleichsweise hoher Prozentsatz geblieben war, sei selbstverständlich deutsch gesprochen worden.²¹ Woanders sei es den Deutschen anders ergangen – mit den Städten Aussig und Kaaden²² zitiert sie Schmerzpunkte tschechischer Gewalt und sudetendeutscher Aufrechnungsrhetorik. Woanders habe man in der Öffentlichkeit nicht deutsch sprechen dürfen.

Hier aber habe es all das nicht gegeben. Hier hätten die Zuwanderer die katholische Kirche erhalten, wirft die Freundin ein, und später habe der Pfarrer auch deutsche Messen gelesen.

- Das war eben überall anders.

Immer wieder scheinen sich die beiden Frauen in Widersprüchen zu verhaken, immer wieder wird ihre eigene Ambivalenz zwischen Bitterkeit und dem Wunsch nach Ausgleich deutlich, der sie mit ständigen Relativierungen und Standpunktwechseln gerecht zu werden versuchen. Sie wissen von den tiefen Konflikten zwischen Tschechen und Deutschen; sie haben die Okkupation 1938 ebenso miterlebt wie die Ereignisse des Kriegsendes. „Der Haß war da“, der Haß der alteingesessenen Tschechen zum Beispiel, die unter Hitler die Eltern verloren hätten, die '38 ihre Staatsposten aufgeben und weg mußten.

Trotzdem: „Die Menschen sind verschieden“. Es komme immer darauf an, wer das Sagen habe – so wie nach dem Krieg bei den tschechischen Grenzwachen: Der eine hatte Bekannte in der Gegend, und hat sich gut verhalten, der andere hat sich an den Leuten ausgelassen. In Wildstein gebe es heute zwei deutsche Gemeinderäte, der Bürgermeister habe eine Egerländerin geheiratet – eine Deutsche also. Die Frauen wissen, daß sie Grund haben, stolz auf diesen Ort zu sein:

- Man sieht ja, wie es zugehen kann, in Jugoslawien...

21 Noch zur Volkszählung von 1991 wies die Ortschaft Skalná mit einer 1563 Personen zählenden, multinationalen Einwohnerschaft einen außergewöhnlich hohen deutschen Anteil von 10,2% auf. Dazu ist zu sagen, daß die ethnische Zugehörigkeit optional durch persönliche Wahl bestimmt wird. Český statistický úřad 1992 (wie Anm. 15).

22 Aussig (Ústí ad Labem) war Schauplatz eines Pogroms gegen deutsche Straßenpassanten am 31.7.1945, in Kaaden (Kadaň) und anderen tschechoslowakischen Städten wurden am 4. März 1919 deutsche Demonstrationen blutig niedergeschlagen; die damaligen Opfer gelten in landsmannschaftlichen Verbänden bis heute als „Märzgefallene“ für sudetendeutsche Autonomiebestrebungen.

Immer wieder verläßt Frau Soukup das Zimmer, um Telefonanrufe entgegenzunehmen oder um nach Zeitungsartikeln und Unterlagen für uns zu suchen. Hier kann ihre Freundin einhaken: Man müsse weiter zurückgreifen, denn die Tschechen hätten auch „viel mitgemacht“. Viele sind gestorben, haben ihre Eltern verloren – das müsse man „mit in Erwägung ziehen“. Die kleine Frau erzählt langsam, kommentiert vorsichtig mit Beispielen ihrer eigenen Lebensgeschichte, scheint ansonsten Frau Soukupová Berichtskompetenz zu akzeptieren.

Diese hält nach einiger Zeit inne, fragt, was ich noch hören wolle. Die Bitte, mehr von ihren persönlichen Erfahrungen zu erzählen, läßt sie jedoch stutzen – ebenso wie die Frage nach weiteren Wildsteiner Erzählerinnen oder Erzählern:

„Von uns haben Sie eh schon alles gehört!“

Die Expertin

Nicht zuletzt diese Irritation Frau Soukups weist auf ein Rollenverständnis und eine Erinnerungshaltung, in denen das persönlich-familiäre Erzählen keinen rechten Platz zu haben scheint. Auffällig ist, wie im Gespräch zwei verschiedene Modi der Erinnerung und der Vermittlung von kollektivem Gedächtnis einander abwechseln, in Konflikt miteinander zu geraten scheinen und dann doch deutlich aufeinander angewiesen sind. Wenn auch Frau Soukupová selbst vor allem gegen Ende des Interviews immer mehr ins Erzählen ihrer persönlichen Erfahrungen kommt, so präsentiert sie doch in dieser ersten Begegnung das hermetische Gedächtnis der „Expertin“: Ihr Bericht ist souverän, zielstrebig und umfassend, er läßt nichts ihm Äußeres oder Hinzuzufügendes zu. Die Geschichte und Erinnerung der nichtvertriebenen Deutschen in Böhmen wird wie ein fertig geschnürtes Paket präsentiert. Wenngleich die eigene, aktive Zeitzeugenschaft der Informantin die Glaubwürdigkeit und Authentizität des Berichts untermauert, so setzt dieser doch auf eine Kompetenz jenseits der individuellen, singulären Erfahrung. Dieses Erzählen folgt einer anderen Funktion und bedient einen anderen Adressaten als der private Erinnerungsaustausch, dem es eher auf die Versicherung der eigenen Identität und erlebter Realität ankommt. Was bei mir wie eine strenge Geschichtsstunde ankommt, ist auch so gedacht: Hier geht es darum, die fremde Forscherin, die von außen kommt und das gewonnene Wissen nach außen tragen wird, „richtig“ zu informieren. So medien- und öffentlichkeitsbezogen das Anliegen des Expertenberichts ist, so sehr muß er sich auch bemühen, durch seine Faktentreue und Verallgemeinbarkeit öffentlich legitimierten und legitimierenden Normen zu genügen, die Journalismus oder Geschichtswissenschaft dem kollektiven Gedächtnis antragen. Klar ist, daß sich Frau Soukups Wildsteiner Freundin mit ihren er-

lebten Geschichten kaum dagegen durchsetzen kann; sie bestätigt und ergänzt deren Sichtweisen, kann jedoch kaum dieselbe Autorität beanspruchen. Die Expertin, die mir ja als Schlüsselinformantin empfohlen wurde, unternimmt es nicht nur, mir das „Ganze“ des Gedächtnisbestands und der Lebensrealität ihrer Gruppe zu vermitteln, sondern sie agiert auch als deren Repräsentantin. So stehen die „Experten“, auf die man schnell und als erstes verwiesen wird, häufig am Beginn von Feldforschungsrecherchen; von der Gruppe autorisiert, erscheinen sie als die Verwalter ihres kollektiven Gedächtnisses. Sie wachen über seine vollständige und gültige Weitergabe, sie bewahren es in Form von Erinnerungsgegenständen, Archivalien und anderen Zeugnissen der Vergangenheit, fixieren es im Verweis auf räumliche und landschaftliche „Merkorte“²³, legitimieren es unter Vorlage schriftlicher Historien und Abhandlungen, die oft genug der Publikationstätigkeit sudetendeutscher, der Landsmannschaft nahestehender Gruppen aus Westdeutschland entstammen. Sie organisieren heimatkundliche oder regionalgeschichtliche Veranstaltungen oder die „Heimattreffen“, die, wenn auch nur temporär, eine visuelle oder rituelle Wiederherstellung „gültiger“ Geschichts- und Heimatbilder ermöglichen. Ausgesprochen oder unausgesprochen birgt dieses emsige Bemühen die Erschütterung eben dieser Identitätsbilder in sich – Frau Soukup weiß dies allzu gut, wenn sie im Blick auf die jüngeren Deutschen im Ort meint: „Hier ist das auch im Abnehmen begriffen“, oder angesichts der großenteils verschwundenen traditionellen Hauslandschaft erklärt: „Das Egerland existiert nicht mehr“.

Darüber hinaus ist das Interview in Wildstein auch überdeutlich vom Wissen geprägt, daß ein kohärentes und überzeitliches Traditionsbild mit der Lebensrealität „an der Grenze“ nicht in Einklang zu bringen ist; und ebensowenig lassen sich eigene Erzähl- und Erinnerungsbedürfnisse zugunsten dessen zurückhalten, was man der fremden Forscherin an allgemeinen Fakten zu vermitteln müssen glaubt. So wie das Changieren zwischen Positionen und Zugehörigkeiten, der ständige, relativierende Perspektivenwechsel typisch ist für den gemischtethnischen Erfahrungsraum des Grenzgebiets mit seinen wechselnden Macht- und Gewaltverhältnissen, so sollte das allmähliche Aufbrechen subjektiver und erfahrungsbezogener Sichtweisen Ergebnis eines offenen ethnographischen Feldforschungsprozesses sein, in dem sich in der Veränderung des Beziehungs- und Vertrauensverhältnisses zwischen Feld und Forschenden die divergierenden Erfahrungsschichten des Feldes entfalten können.

23 Burke: Geschichte als soziales Gedächtnis (wie Anm. 10), S. 293.

Verlorene Geschichte

„Hier ist das auch im Abnehmen begriffen“ – wenn es für die deutsche Sprachgruppe in Tschechien keine Zukunft gibt, so begründet Frau Soukupová das mit dem Aufhören der Überlieferung, des Wissens um die eigene Herkunft, Sprache und Kultur: Die Jugend wüßte das alles nicht mehr. Zum Bewußtsein des Verlusts der eigenen Kultur gehört bei den nichtvertriebenen Deutschen auch das Fehlen einer kohärenten, eigenen Geschichte: Benedict Anderson hat gezeigt, wie sich die Identität ethnischer Einheiten nach dem Vorbild der anonymen Nations-, Gemeinschaft' der Moderne auf die Konstruktion einer gemeinsamen Geschichte gründet, aus der diese Gruppen ihr Selbstbewußtsein ebenso wie ihre Legitimität beziehen²⁴. Hayden White zufolge beruht jedoch jede „historische Erzählung“ auf der Autorität einer öffentlich legitimierten Erzählstruktur; die Geschichten der Vergangenheit formen und entwickeln sich demnach über das Raster dieser ‚offiziellen‘ Geschichte. Den gebliebenen Deutschen in Böhmen jedoch fehlt diese historiographische Existenz und Anerkennung sowohl in der Gesellschaft der Nachkriegs-tschechoslowakei als auch in der in Deutschland lebenden sudetendeutschen Mehrheitsgruppe.

Frau Soukups Bemerkungen, die Deutschen seien „nicht anerkannt“ gewesen, hätten „kein Recht“ gehabt, verweist nicht nur auf den in der ČSSR bis 1969 verweigerten Minderheitenstatus, sondern auch auf ein fehlendes Recht auf Geschichte. Bis in die 60er Jahre sei das Deutsche „tabu“ gewesen. Die eigene Nichte ebenso wie andere Schulkinder hätten Benachteiligungen als Deutsche hinnehmen müssen, wohingegen die Schulen die deutsche Geschichte der Grenzgebiete weitgehend verschwiegen²⁵. Mit den Deutschen hatte man auch versucht, sowohl die Geschichte als auch die Erinnerung der Menschen an das Zusammenleben zweier Völker in der Tschechoslowakei ‚auszusiedeln‘. Andererseits aber können oder wollen auch die vertriebenen ehemaligen Mitbürgerinnen und Mitbürger den Gebliebenen keine historiographische ‚Heimat‘ bieten. In der umfangreichen

24 Vgl. Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt a. M. 1988.

25 Eine deutsche und binational böhmische Geschichte wurde in tschechoslowakischen Schulbüchern bis 1989 weitgehend tabuisiert. Vgl. Manfred Alexander: Die Weimarer Republik und die Erste Tschechoslowakische Republik in tschechoslowakischen und deutschen Schulbüchern. In: Hans Lemberg, Ferdinand Seibt (Hg.): Deutsch-tschechische Beziehungen in der Schulliteratur und im populären Geschichtsbild (Studien zur internationalen Schulbuchforschung 28). Braunschweig 1980, S. 158–162.

Forschungs- und Publikationstätigkeit sudetendeutscher Institutionen in Westdeutschland spielen die Nichtvertriebenen praktisch keine Rolle; die Konstruktion einer sudetendeutschen „Schicksalsgemeinschaft“, auf der sich diese Aktivitäten gründen, basiert weniger auf der langen, binationalen Geschichte als Deutsche in Böhmen, sondern kulminiert in der Vertreibungserfahrung. „1945 sind die Leut' ausgesiedelt worden“, das setzt Frau Soukupová als Schlüsseltopos ihres Berichts, dessen symbolische Funktion die Jahreszahl 1945 unterstreicht²⁶. Dieses Leitmotiv jedoch klammert die Gewährsfrau wie die gebliebenen Deutschen insgesamt aus eben dieser Geschichte aus: Nicht umsonst drängt sie mir wieder und wieder die Geschichtskompetenz ihres Bruders in Deutschland auf, gerade so, wie die einheimischen Kontaktpersonen mich an sie verweisen. Beide Male weist die Delegation der eigenen historischen Kompetenz auf die kollektive Entwertung der deutschen Bevölkerungsgruppe: Von mir, der Forschungsfrage entsprechend, als „Deutsche“ angesprochen, scheint das persönliche Erleben seinen legitimen Boden zu verlieren. Man behilft sich mit der assertorischen Fixierung einer eher abstrakt konstruierten Gruppengeschichte, oder aber flüchtet sich ins Schweigen: In dieser Hinsicht läßt sich auch die zurückhaltende Erzählhaltung Frau Votrubovás, die mit Rücksicht auf ihre Familie und mit Blick auf ihre Grenzerfahrung nichts „Politisches“ erzählen möchte, interpretieren. Vor diesem Hintergrund ist Frau Soukups Mittlerrolle zwischen Aleida Assmanns ‚Erfahrungsgedächtnis‘ und einem brüchig gewordenen ‚kulturellen Gedächtnis‘ nicht zu unterschätzen, insofern ihr die Expertenrolle die Möglichkeit gibt, dennoch das Erfahrungswissen ihrer Gruppe zu vertreten und auch deren Anerkennungsbedürfnis gerecht zu werden.

Die öffentliche Tabuisierung und Entwertung von Herkunft und lebensgeschichtlicher Erfahrung der Gebliebenen hat offizielle Historie und privates Gedächtnis weit auseinandertreten lassen. Sie versetzt die Deutschen in Böhmen in eine ambivalente Spannungslage zwischen dem Drängen der eigenen Erinnerungen und den (auch selbstgesetzten) Anforderungen einer als ‚legitim‘ und ‚gültig‘ begriffenen Historiographie, denen ein noch so engagiertes lebensgeschichtliches Erzählen nie ganz genügen kann: und das, wenn ihre Erinnerungen, die von Verfolgungen durch die Nazis bis zu Übergriffen in den anarchischen Schwellenmo-

26 Im Egerland begann die Aussiedlung der deutschen Bevölkerung im Sinne der Potsdamer Beschlüsse tatsächlich erst 1946, die Jahreszahl 1945 aber indiziert im kollektiven Gedächtnis mit weitaus größerer Eindringlichkeit das ‚Ganze‘ der Schwellenzeit des Kriegsendes und der Vertreibungszeit.

naten des Kriegsendes reichen, kaum weniger dramatisch und traumatisch sind als die Erfahrungen verfolgter Tschechen oder vertriebener Deutscher.

Kreisläufe im Grenzraum

Solchermaßen abgestellt zu sein im Niemandsland an der Grenze wird zu einem Symbol für eine Situation, für Lebens- und Geschichtserfahrungen, die auf eine historische Rückversicherung ebensowenig wie auf das lineare Fortschreiten in die Zukunft bauen können: Ein Leben an der Grenze dreht sich im Kreis: „An der Grenze sollte man gar nicht wohnen“, das scheint im Gespräch in Wildstein als Fazit über allem zu stehen: „Die Grenzbewohner müssen alles mitmachen“. Ambivalenz und Zerissenheit, das Gefühl, zwischen den Fronten und zwischen allen Stühlen zu sitzen, wird so mit dem Leben im räumlich-geographischen Grenzbereich gleichgesetzt. Die Grenze markiert ihre unmittelbare Umwelt und ihre Lebensrealität; für diejenigen, die sich weder der einen noch der anderen Seite klar zuordnen können und die weder den einen noch den anderen die Schuld zuschreiben können, wird sie jedoch auch zur Verkörperung ihrer Lebenserfahrung. Hier an der Grenze fühlen sich die gebliebenen Deutschen als die Verlierer der Geschichte, zurückgelassen im Niemandsland zwischen Ost und West, Deutschen und Tschechen.

Nach dem Krieg, darüber können sich beide Frauen in Fahrt reden, seien alle Häuser und Dörfer in unmittelbarer Grenznähe abgerissen, der Wald gerodet worden. Entlang der Westgrenze nach Bayern, aber bereits ab 1949 auch nach Osten wurde Stacheldraht gezogen²⁷. Erst sehr viel später sei zumindest der Zaun zur DDR weggekommen.

Die Erfahrung des Ausgesperrtseins kehrt immer wieder:

– Wir durften nicht einmal in den Wald!

Und, gleichsam als Begründung dafür: '68 seien „die“, die Deutschen aus der DDR, ja auch mit einmarschiert. Die Panzer, die hier durchfuhren, morgens um vier.

27 Die Initiative, eine Sperrzone entlang der sächsisch-tschechischen wie auch an der sächsisch-polnischen Grenze zu errichten, ging dabei von der SBZ bzw. der neugegründeten DDR aus. Ein Motiv dazu war nicht zuletzt, die weiterbestehenden Verbindungen der deutschböhmischen „Umsiedler“ in die Tschechoslowakei zu kapfen. Vgl. Eisch: Die Spur von '45 (wie Anm. 6), S. 151.

Noch am Vortag war die Familie „draußen“ in Bayern bei Bekannten gewesen, hatte deren vorausahnende Aufforderung dazubleiben in den Wind geschlagen: Das sei der zweite Fehler gewesen.

– Der erste war, daß wir überhaupt dageblieben sind.

Der dritte: daß sie 1968 nicht wie so viele trotzdem noch die Chance zur Aus-siedlung nutzten – so wie z.B. all die Musikinstrumentenmacher aus Schönbach.

Gleichsam abgestellt an einer sich unvorhersehbar öffnenden und schließenden Grenze, dem Kulminationsort politischer Spannungen und Konflikte, rollt die „große“ Geschichte über sie hinweg, um sie immer wieder im Niemandsland stehen zu lassen.

– Das ist das Grenzgebiet.

In stereotyper Wiederholung deutet Frau Votrubová auf die nahe Grenze. An der Grenze wird's so gemacht, „wie's besser ist“ – für die jeweiligen politischen Interessenträger.

Natürlich, heute arbeiten die Menschen drüben, als Grenzgänger. An der Außenwand der Kirche jedoch ist das große barocke Kreuzifix „weggekommen“ und wohl über die Grenze gebracht worden. .

– Das sind die Schattenseiten der Marktwirtschaft.

– Weil die Grenze da ist!

Früher sei das nicht passiert, waren die Grenzkontrollen strenger – dafür aber gab es die Angst, das nächste Mal nicht mehr ausreisen zu können. Lange Zeit durfte man nur Verwandte in direkter Linie besuchen, und niemals mit der ganzen Familie.

Aber, noch einmal nimmt Frau Soukupová Anlauf: 1938 sei sie 15 Jahre alt gewesen, „wie das war mit Henlein und Hitler“. Wieder kann sie Geschichte quasi im Schnelldurchlauf repetieren – und erzählt fast nebenbei eine tragische Familiengeschichte: Sozialdemokraten einerseits, „Henleins“ andererseits habe es hier im Dorf gegeben. Ihre eigene sozialdemokratisch gesinnte Familie sei 1938 ins Landesinnere geflüchtet, der Vater ist im Lager gestorben. Der Mutter, nach Hause zurückgekehrt, blieb daraufhin ihr Arbeitsplatz in der Fabrik verschlossen: „Wir müssen Sie nicht einstellen“, hieß es, weil sie nicht „fürs Reich gewesen“ sei.

Dann, '45, „da gings wieder los“, und: Wieder waren „wir die Schlechten“. „Es hat sich immer geändert“ – und jede Veränderung habe wieder dasselbe gebracht.

Ähnlich drückt auch die anwesende Freundin ihre Lebenserfahrung aus: „Wir haben was mitgemacht“. Und: Immer habe sich alles „verändert“, ein ewiger Kreislauf.

„Ich möcht's nicht mehr mitmachen“, sie hat Angst vor diesen Wiederholungen. Sie stamme aus einer Mischehe, habe selbst eine Mischehe gehabt wie auch ihre Kinder. „Das wiederholt sich immer“.

„Das Gedächtnis haftet am Konkreten, im Raum, an der Geste, am Bild und Gegenstand“, sagt Pierre Nora²⁸. Die Erfahrungsweise der gebliebenen deutschen Grenzanwohner erweist sich weithin als die eines Gedächtnisses, das auch die großen historischen Ereignisse wie die Invasionen des Oktober 1938 oder des August 1968 als räumliche Grenzüberschreitungen erlebt und begreift. Der Gedächtnistheorie Boris A. Uspenskij's zufolge sind im Gedächtnis Raum und Zeit eng miteinander assoziiert, „die Zeit wird nach dem Raummodell gedacht, sie wird in räumlichen Kategorien wahrgenommen“²⁹. Diese räumlich umgesetzte Zeit ist im tschechischen Grenzgebiet in den Spuren einer vergangener Kultur sowie deren Zerstörung nur allzu sichtbar. Historische Zeiten realisieren sich in den wiederkehrenden Grenzschiebungen und Grenzöffnungen, in der Grenze ist die Vergangenheit räumlich anwesend und gegenwärtig, ununterschieden von der Zukunft. „Wird Vergangenheit als auch Zukunft Existenz zugesprochen, ist die Zeit zyklisch“³⁰: Diese zyklische Erfahrungswelt, wie sie Frau Votrubová zum Ausdruck bringt, ist typisch für die Menschen im Grenzgebiet, sei es in ihrem Erleben der historischen Umbruchereignisse um 1938, 1945 und 1989, sei es im Begreifen ihrer eigenen Zwischen-Situation, die sich in den im Grenzland üblichen Mischehen ebenso manifestiert wie in der Kreisbewegung von Schuld und Schuldzuweisung: Zuerst haben die Tschechen das ihre „mitgemacht“, dann die Deutschen, das ginge immer so weiter.

Und trotzdem: „Wir können uns nicht beklagen“.

In ihren gemischten Ehen und Familien sei es auch einfacher gewesen, darüber hinaus gelang es den Deutschen in der Ortsgruppe des deutschen Kulturverbands, ein reges kulturelles Leben zu entfalten, in das sich auch viele der nichtdeutschen Mitbürger integrieren ließen und das sie in der Nachwendezeit aktiv weiterführen wollen. „Wir haben uns das schon erkämpft!“ Als Höhepunkt führen sie schließlich das Jahrgangstreffen 1923 an, zu dem sie gebliebene und vertriebene Wildsteiner im Heimatort zusammenholen konnten – und bei dem nicht zuletzt die tschechischen Frauen tatkräftig mithalfen.

28 Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis (wie Anm. 9), S. 13.

29 Uspenskij: Semiotik der Geschichte (wie Anm. 9), S. 24.

30 Ebd., S. 26.

Markneukirchner Rückblick über die Grenze

Rund um die Musikinstrumentenstadt Markneukirchen, den sächsischen ‚Gegenpart‘ der böhmischen Geigenbauregion um das ehemalige Schönbach, scheinen alle Wegweiser zu Frau Funk zu führen. Frau Funk ist eine pensionierte Lehrerin, die bei den in der Gegend ansässigen ehemaligen Egerländern berühmt ist für ihre regionalhistorischen Zeitungsartikel. Bei ihr könne ich greifbares Material bekommen. Den Kontakt zu der alten Frau, die kürzlich erst ins Altenheim verzo-gen ist, soll Frau Schmidt, Frau Funk's Cousine, für mich herstellen. Sie tut dies eifrig und bereitwillig, eine wache Achtzigjährige mit forschem egerländischen Akzent, der man ihre gesundheitlichen Probleme kaum anmerkt.

Es gehe um die Grenze, was man an der Grenze erlebt habe, so stelle ich mich bei ihr vor³¹. Sie selbst könne doch sicher auch viel erzählen? Hier jedoch hält sie sich zurück: Ihre Cousine habe direkt an der Grenze gewohnt, sie selbst dagegen stamme aus einem Dorf bei Fleißen³², dort habe man „das“ alles nicht so mitgekriegt: Obwohl auch Fleißen, die Wildsteiner Nachbarortschaft, ein Grenzdorf mit einem direkten Fußweg nach Sachsen ist, ist es also die unmittelbare Zeugenschaft vor Ort an der Grenze, die Frau Funk neben ihrer heimatkundlichen Publikationstätigkeit als Expertin ausweist.

Am vereinbarten Nachmittag hole ich Frau Schmidt in ihrer Wohnung ab; sie hat mir einige Schriftstücke ihrer Cousine zum Kopieren herausgesucht und lädt mich zuerst noch zu einer Tasse Kaffee ein. Zwanglos erzählt sie von den häufigen Grenzfahrten ihres Sohnes – die Karlsbader Oblaten auf dem Tisch stammen davon –, von ihrer Herkunft als Kleinbauerntochter, ihren drei älteren Brüdern und von dem Industriestädtchen Fleißen, wo die vielen Fabrikantenfamilien eine gute schulische Infrastruktur garantierten. Auf ihre Schulbildung ist sie immer noch stolz, das einzige sei es, was ihnen „die Tschechen“ nicht hätten nehmen können.

Sie wurde mit ihren Eltern nach Hessen deportiert, ihr Mann jedoch wollte als Instrumentenmacher unbedingt hierher. Bis zu ihrer Pensionierung konnte sie daher ihre Eltern nicht mehr sehen. Anfangs sei die Situation hier besser gewesen, später hätten die Eltern Päckchen zu ihr in die „Ostzone“ geschickt: „Wie man's macht, ist's falsch“.

Sie kannte die Gegend hier, hatte im nahen Bad Brambach vor dem Krieg als Dienstmädchen gearbeitet.

31 Zitate und Gesprächswiedergaben von Frau Schmidt und Frau Funk: Interview und Gedächtnisprotokoll vom 13.5.1999.

32 Tschechisch: Plesná.

– Hier ist es wie daheim.

Die alten Leute hätten immer geglaubt, sie kämen wieder zurück. Sie selbst habe das leichter hingenommen: Sie sei ja jung gewesen.

– Hier ist jetzt unsere Heimat.

Das ist ihr wichtig – dann aber heißt es aufbrechen, sie dirigiert mich zum Markneukirchner Altersheim, in ein kleines, helles und steriles Zimmer. Die gleichaltrige Cousine mit halblangen, weißen Löckchen bietet eine ganz andere Erscheinung als die gemütliche Frau Schmidt, trotz einer Knochenkrankheit kann man ihr noch die großgewachsene, attraktive Lehrerin ansehen. Nicht nur ihre Schwerhörigkeit macht die Verständigung mit ihr schwierig; sie wirkt unsicher und verstört: Sie wisse nicht, wo sie anfangen soll. Durch den Umzug seien ihre Materialien, alles, was sie geschrieben habe, weggekommen – unzugänglich auf einem Dachboden gelandet. Dann setzt sie doch an, „das mit der Aussiedlung, Umsiedlung, Vertreibung“ – bricht wieder ab und holt einen Ordner mit Zeichnungen, Fotos und sorgfältig ins Reine geschriebenen Manuskripten.

„Man müßte anfangen, bevor man mit der Vertreibung beginnt“ – damit ist sie beim „historischen Egerland“, das doch einmal zu Bayern gehörte. „Das wissen die meisten Leute nicht“. Anhand ihrer Dokumente hangelt sie sich von der mittelalterlichen Territorialgliederung der Region zu einem Foto der Geigenbauerwerkstatt ihres Großvaters und des Geigenmacherdenkmals in Schönbach: „Das ist, was für uns typisch war“. Sie hat auch darüber geschrieben, in ihrem Artikel über die Zollstraße von Schönbach nach Markneukirchen; ihre Cousine erinnert sich selbst noch daran, wie die Geigenmacherfrauen im Rucksack Instrumententeile billig nach Markneukirchen lieferten, die Markneukirchner Händler, die „Furtschicker“, seien reich geworden wegen der „dummen Böhmi“.

Ein Bild des Schönbacher Schlosses, es existiert nicht mehr wie auch die Anwesen an der Zollstraße – alles haben „die Tschechen“ zerstört.

– Das ist jetzt aus dem Zusammenhang gerissen, da können Sie sich nicht viel vorstellen.

Frau Schmidt gibt ihr ein Stichwort: Die Leute, die Sachen raustrugen über die Grenze, nach dem Krieg. Hier kann sie ansetzen: Nachdem durchgesickert sei, „daß die Deutschen vertrieben werden sollen“, „haben die Leute einiges von ihrem Eigentum heimlich über die Grenze geschafft“, nachts, um nicht von tschechischen Grenzwachern erwischt zu werden. Das Haus ihrer Familie, fünf Minuten vom Grenzübergang entfernt, diente als Stützpunkt, sie sei jedoch auch selbst über die Grenze gegangen.

„Sogar dein Schlafzimmer hast rausgebracht, denken Sie mal!“, kommentiert die Cousine. Und erzählt weiter, wie sie selbst Lebensmittel, Getreide vom eigenen Hof oder sogar ihre schwere Nähmaschine über die grüne Grenze geschleppt habe. „Wenn man Pech hatte, haben einen die Tschechen erwischt, und da mußte man entweder rennen, oder – die haben's einem abgenommen!“

Immer enger kreisen die Erinnerungen und Berichte um das Kriegsende, die Jahre 1945 und 1946 als den zentralen Einschnitt in ihrem Leben wie in der Geschichte der Gegend. Und immer mehr scheint Frau Funk in ihrem bruchstückartigen Wiedergeben eine Beobachterposition an der Grenze einzunehmen: Zuerst seien die amerikanischen Besatzungskräfte gekommen, dann die Russen, die tschechischen Partisanen und Wachsoldaten. Kolonnen von Flüchtlingen, rückkehrenden Soldaten aus Richtung Osten, denen man Lebensmittel gab und den Weg über die Grenze, nach Westen zeigte. Die Hausdurchsuchungen der Partisanen, die nach untergestelltem Schmuggelgut suchten, „Tag und Nacht“.

– Dann kam die Vertreibung, eines Tages kam ein Tscheche, binnen zwei Stunden sollte ich auf dem Transport sein, mit zwei kleinen Kindern.

– Und da sollt ich binnen zwei Stunden auf dem Transport sein, mit den zwei kleinen Kindern, mit 30 Kilo Handgepäck, weiter nichts, alles zurücklassen.

Man hatte ihr abgeraten, wie geplant schwarz über die Grenze zu gehen. So kam sie mit ihren Kindern nach Eger ins Flüchtlingslager, nachts wurden sie zum Bahnhof getrieben, in einen Viehwaggon, der sich am nächsten Morgen in Bewegung setzte, mit unbekanntem Ziel. Die Angst, zurück „in die Tschechei“ ins Arbeitslager geschickt zu werden, veranlaßte die Menschen, auch noch ihre Sparkassenbücher aus dem Zug zu werfen.

– Dann in Deutschland wurden die sogenannten Umsiedler überall verteilt in Lager, in verschiedenen Gegenden, und haben unter unmenschlichen Bedingungen gehaust. Meine Eltern haben geschlafen auf einem Wäschboden, da hing die gefrorene Wäsche dort neben dem Bett.

Frau Funk paßt ihren Vertreibungsweg in eine stereotyp wirkende Schablone „des“ Vertriebenenschicksals ein, wenn sie so immer wieder zum Allgemeinschicksal der Vertriebenen in ausgebombten westdeutschen Städten wechselt oder ihren Verlust ungeachtet ihres über die Grenze gebrachten Eigentums stereotyp in den 30 kg Flüchtlingsgepäck abmißt³³. Demgegenüber stehen für Frau Schmidt

33 Zur hohen symbolischen Bedeutung des Flüchtlingsgepäcks und zur Stereotypie, mit der die Vertreibung anhand des Schicksals des Mitgenommenen und Zurückgelassenen

eben diese Schmuggelgänge im Zentrum des Erinnerns. An Frau Funks Vertreibungsgeschichte schließt sie mit der Geschichte einer Badewanne an, die sie und ihr Bruder zum Wäschewaschen heimlich nachholen konnten –

den weiten Weg, mein Bruder und ich – einer hat vorne, der andere hinten, und des ging ja durch'n Wald und die Zweige gestreift, hab' ich gesagt, wenn wir das schaffen! – Haben's geschafft. Wenn keiner steht, kein Tscheche... sind wir durchgekommen.

Die Wanne steht heute noch in ihrem Garten, als sichtbares und nützliches Erinnerungszeugnis.

Frau Funk hat schon weitergeblättert durch ihre Zeichnungen, stößt wieder auf das Schönbacher Schloß: „Soweit haben die Tschechen das kaputtgemacht“. Ebenso die Orte, „aus denen meine Vorfahren stammen“. „Das ist unser Haus“, die kleine Siedlung wurde in den Nachkriegsjahren gesprengt: „Einmal habe ich einen Tschechen gefragt, warum sie die Siedlung zerstört haben, und da hat er gesagt, es soll Niemandland werden. An der Grenze soll kein Leben sein...“: Wenn sie von der geschleiften Grenzortschaft erzählt, nimmt ihr Erzählen einen mythisierenden Ton an; der Ort wird zum Symbol eines schicksalhaften Ausgeliefertseins an anonyme Mächte und ein unwägbares Schicksal. Und ohnehin:

– Da können Sie nichts damit anfangen, mit den paar Brocken, die ich jetzt sage, die sind aus dem Zusammenhang herausgegriffen.

Eine Bleistiftzeichnung zeigt sie hinter einem Busch, beim Hamstergang von einem Bombenangriff überrascht. Und wieder: „Mit den paar Brocken können Sie nichts anfangen.“

Die Hausdurchsuchungen durch tschechische Grenzsoldaten, dann: Die „Beneš-Dekrete“³⁴ – die Frage der Gültigkeit bzw. einer Aufhebung der von der damaligen tschechoslowakischen Übergangsregierung in der unmittelbaren Nachkriegszeit erlassenen Verordnungen, die die schrittweise Entrechtung der Deutschen und Magyaren im Land festlegten, sind in den letzten Jahren ein komplizierter Streitpunkt zwischen der Sudetendeutschen Landsmannschaft und der tschechischen

erinnert und erzählt wird, vgl. Elisabeth Fendl: Mitgenommen. Das Gepäck der Heimatvertriebenen. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 36 (1993), S. 229–243.

34 Die Frage der Gültigkeit der von der damaligen tschechoslowakischen Übergangsregierung erlassenen Verordnungen, den „Dekreten des Präsidenten“, die die schrittweise Entrechtung der Deutschen und Magyaren im Land festlegten, ist in den letzten Jahren ein komplizierter Streitpunkt zwischen der sudetendeutschen Landsmannschaft und der tschechischen politischen Szene geworden.

politischen Öffentlichkeit geworden. Damals habe Frau Funk den Hausdurchsuchern gesagt:

'Was wollen Sie denn, Ihnen gehört doch eh alles, wir dürfen doch nichts mitnehmen, 30 Kilo!' Hat der gesagt, uns gehört alles, und wenn wir Ihnen das Hemd vom Leibe abziehen! [...] Die kamen Tag und Nacht, das waren dann unsere Vorgesetzten. [...] Und die Beneš-Dekrete das war einmal: Dem Deutschen gehört nichts mehr, nicht einmal das Hemd am Leibe. Es gehört ihm nichts mehr. Dann: Man kann die Deutschen schlagen, man kann sie quälen, sie werden nicht dafür bestraft. Die Tschechen haben damals Deutsche umgebracht, die wurden nicht dafür bestraft.

Dann aber wendet sich das Gespräch der Lebenssituation in der DDR zu; während Frau Schmidt betont, wie sich die Vertriebenen durch eigene Arbeit eine neue Heimat aufgebaut haben, hakt sich Frau Funk an den „Reparationsleistungen“ an die Sowjetunion fest: „Alles haben die Russen geholt“. Verlust und Entrechtung ziehen sich über die Vertreibungszeit weiter in die Nachkriegszeit, in die Gegenwart. Das Unrecht, das in der unüberbrückbaren Kluft des Kriegsendes wurzelt, ist grenzenlos und unaufhebbar.

Die Beneš-Dekrete, Aussig, der Brünner Todesmarsch, Tausende von Morden an wehrlosen Menschen, Frauen, Kleinkindern setzt die alte Frau hart und verzweifelt in den Raum. Das Gedächtnis an das Unauslöschliche ist brüchig – nicht adäquat wiederzugeben in „einem kurzen Gespräch“, nicht mehr von Interesse für die Allgemeinheit, die Jugend:

– Die alten Sachen, da wollen sie nichts mehr wissen. Wir sind die letzte Generation, die das selber erlebt hat.

Mit diesem Gedächtnis scheint es wie mit dem Elternhaus, von dem nicht einmal mehr die Grundmauern zu sehen sind; Frau Funk hat auch den leeren Platz mit ein paar überwachsenen Ziegeln gezeichnet. Für sie teilt das Haus das Schicksal der geplünderten, zurückgelassenen Besitztümer: „Die Tschechen haben alles weggenommen“. Der Verlust ist total.

– Und dann sollte ich fort, mit den zwei kleinen Kindern, binnen zwei Stunden [...] und 30 Kilo pro Kopf, was können Sie schon nehmen, wenn Sie für immer fortgehen!

Das Flüchtlingslager Bad Brambach, mit zwei fiebrigen Kleinkindern. Frau Funks Mutter, die versuchte, von der anderen Seite Essen zu holen, und im eigenen Haus von Tschechen festgehalten wurde. Die Wiederansiedlung bei Mark-

neukirchen, direkt an der Grenze, wenige Kilometer vom alten Haus entfernt³⁵ – „und wir haben die Detonationen gehört, wo sie die Siedlung gesprengt haben. [...] Und da ist hoher Wald über der Siedlung gewachsen, Sie sehen nichts mehr davon, Sie sehen nicht, daß da einmal ein Ort war.“

Selbst Frau Funks Vertreibungsweg über die Grenze erscheint so als Kreisgang: In ihrem Erzählen drehen sich die Ereignisse im Kreis, ununterscheidbar knüpft das Vergangene an Heutiges an.

Gedächtnisbrocken, oder: Sich über die Grenze erzählen

Frau Funk, die mir laut und stoßweise, in einer Mischung aus Aggressivität und Verzweiflung, ihre Geschichte vorhält, erscheint unter meinen Gewährsleuten am stärksten und fatalsten im Kreisen des kollektiven Gedächtnisses gefangen zu sein. Zugleich ist sie es, die als ausgewiesene ‚Expertin‘ nicht nur mit aller Bestimmtheit einen historiographischen Anspruch als Sudetendeutsche vertritt, sondern am deutlichsten auch Erzählinhalte und Geschichtsbilder aus dem ‚offiziellen‘ Geschichtsbestand der Vertriebenen bezieht. Sie hat erst nach der Öffnung der Grenze zu schreiben begonnen: „Vor allem hab ich dann erst Material gehabt, wir durften nichts Schriftliches vom Westen haben.“ Aus diesem „Material“ – den Heimatbüchern, wie sie von agilen, ehrenamtlichen Funktionären der Heimatkreise und Ortsgruppen zusammengetragen werden, den Weißbüchern und Dokumentationen tschechischer Vertreibungsverbrechen sowie den aktuellen Medienverhandlungen – entnimmt Frau Funk auch im Interview mit mir Terminologie, Erzähltopoi und die zugrundeliegenden Erklärungsmuster: Der Begriff „Vertreibung“, mit dem sie dezidiert die zwar beschönigende, jedoch auf beiden Grenzseiten auch unter den Deutschen übliche Rede vom „Aussiedeln“ ersetzt, das Pochen auf die als Flüchtlingsgepäck einzig zugelassenen „30 Kilo“ und die knappe Meldefrist zum Transport, oder aber die ständige Rückbindung an die Auswüchse des unmittelbaren Kriegsendes und an die sogenannten „Beneš-Dekrete“ spiegeln die Argumentationslinien der aktuellen, von den Vertriebenenverbänden induzierten Dis-

35 Da die vertriebenen Deutschen aus der Tschechoslowakei mit ihren vielfältigen Beziehungen in die Tschechoslowakei als Unsicherheitsfaktor für die ohnehin schwer zu sichernden Grenzen des Kriegsendes galten, sollten im vogtländischen Grenzgebiet keine der in die SBZ ausgesiedelten Deutschen untergebracht werden. Vielen Musikinstrumentenmachern, die hier über berufliche Beziehungen verfügten, sowie Familien, die mit anderen Flüchtlingen tauschen konnten, gelang es jedoch, dennoch Zuzugsgenehmigungen zu erwirken. Vgl. Eisch: Die Spur von '45 (wie Anm. 6).

kussion um Anerkennung und Wiedergutmachung des den Sudetendeutschen zugefügten Unrechts. Diese Begriffe und Topoi bilden in sich geschlossene Symbolcluster; ihre stereotype Wiederholung, die Fixierung auf ein faktisch-zahlenmäßiges Berechnen des nicht Meßbaren und auf das legalistische Durchdeklinieren des juristisch nicht mehr zu Klärenden sowie schließlich der selektive Ausschluß differenzierender und relativierender Sichtweisen weisen ihnen einen deutlich ideologischen und mythischen Charakter zu³⁶. Diesen aus Westdeutschland „geborgten“ Geschichtsbildern paßt Frau Funk ihre eigene Lebensgeschichte und ihre Verlustserfahrungen ein – und es scheint ihr dabei nicht so sehr darum zu gehen, diese im historischen Kontext zu erklären, sondern umgekehrt darum, auf Grund ihrer Rolle als Expertin und Zeitzeugin unabweisbare Belegstücke für ein extremes, überindividuelles Globalschicksal ‚der‘ Vertriebenen zu bieten. Dieses schematische Umformen des Erlebten in überindividuell geprägte Bilder bietet ein besonders eindringliches Beispiel dafür, was Peter Burke zufolge „geschieht, wenn das erinnerte Vergangene in mythisches umschlägt“³⁷. Dabei jedoch schneidet die ideologische Botschaft, die solchermaßen in argumentativen Fragmenten und „Fertigteilen“ versteinert, einen offenen historischen Erkenntnisprozeß ebenso ab wie den Fluß des Gedächtnisses. Im Interview spürt Frau Funk selbst in beklemmender Weise, wie ihr eigenes, traumatisches Erleben zu „Bruchstücken“ ohne „Zusammenhang“ gerinnt, die ihrer lebensgeschichtlichen Realität ebensowenig gerecht werden wie der kollektiven Erfahrung der Region.

Das Korsett ihres Expertenanliegens nimmt ihr letztlich die Möglichkeit zu erzählen: Selbst dort, wo sie aus ihren eigenen Erfahrungen berichtet, tut sie dies aus der statischen und unbeweglichen Haltung der Zuschauerin an der Grenze sowie des Opfers der Ereignisse. Besonders augenfällig wird dies im Vergleich mit dem lebhaften Erzählen ihrer Cousine, deren Lebensgeschichte sich doch sehr weitgehend mit der ihren deckt. Ich möchte an dieser Stelle auf die Erzähltheorie Jurij M. Lotmans zurückgreifen, die auf der Metapher der topographischen Grenzlandschaft und der einer jeden Grenze eigenen Dialektik von Grenzbehauptung und Grenzüberschreitung beruht: Lotman versteht eine Grenze als Ordnungs- und

36 Ich beziehe mich hier in der Hauptsache auf Umberto Eco's semiotische Analyse der Ideologie als „sklerotisch verhärtete[r] Botschaft“, die „eine mystifizierende Funktion angenommen hat und uns daran hindert, die verschiedenen semantischen Systeme in der Totalität ihrer gegenseitigen Beziehungen zu sehen. [...] Dagegen wird die Botschaft zu einer Formel mit fixierter Konnotation und blockiert den kritischen Vorgang der Metasemiose“. Umberto Eco: Einführung in die Semiotik. München 1972, S. 173.

Klassifikationssystem, das eine statisch geschlossene Welt mit einem klar definierten Verhältnis von ‚Innen‘ und ‚Außen‘, ‚Uns‘ und den ‚Anderen‘ usw. fest-schreibt. Vor dem Hintergrund einer solchen kollektiv verbindlichen Grundsituation entsteht der ‚Plot‘ einer Geschichte, eine Erzählhandlung als eine verbotene Übertretung dieser Grenzlinie – „ein Faktum, das stattfand, obwohl es nicht stattfinden durfte“³⁸. Nur dem oder den Akteuren der Erzählhandlung gelingt der „Weg über die Grenze“; die anderen Figuren – „Helfer“ oder aber „Widersacher“ der Hauptfigur – sind unbeweglich, der einen oder anderen Grenzseite verhaftet, aus der sie sich aus eigener Kraft nicht zu lösen vermögen.³⁹

Schmuggelgeschichten, so wie sie auch Frau Schmidt eine nach der anderen wiedergibt, gehören nicht umsonst zu den populärsten Erzählklassikern entlang der deutsch-tschechischen Grenze. Das Erzählschema des erfolgreichen Schmugglers, der, verfolgt von Grenzwächtern als den Vertretern einer restriktiven Ordnungsmacht, den Verboten und Gefahren der Grenze trotzt, und der, manchmal mit Unterstützung statisch-ortsgebundener ‚Helfer‘ – wie eben der Grenzanwohner, die ihm ein Versteck bieten – erfolgreich diese Grenze überwindet, bildet in paradigmatischer Weise diese (eigentlich metaphorisch gemeinte) Grundstruktur des Erzählens ab⁴⁰. Deutlich ist die identitätssichernde Funktion dieser selbsterlebten Abenteuergeschichten: Frau Schmidt begreift sich im erinnernden Zurückblicken als jung und beweglich, mit Hilfe ihrer Ortskenntnis und Risikobereitschaft konnte sie in der Vertreibungssituation das Überleben ihrer Familie sichern und sich selbst Autonomie verschaffen. Während ihre Cousine, die sich kaum zufällig in unmittelbarer Nähe des Elternhauses wieder angesiedelt hat, wie gebannt auf die Trümmer der alten Heimat starrt und auch in ihren eigenen Grenzerinnerungen und Schmuggelgeschichten nur auf das Verlorene deuten kann, nutzt Frau Schmidt ihr eigenes, orts- und gegenstandsbezogenes Erinnern zum Fortschreiten in die

37 Burke: Geschichte als soziales Gedächtnis (wie Anm. 10), S. 295.

38 Jurij M. Lotman: Die Struktur des künstlerischen Textes. Frankfurt a.M. 1973, S. 354f.

39 Im Erzählen bilden diese „unbeweglichen Teile des Textes [...] die kosmogonische, geographische, soziale usw. Struktur der Welt, alles, was zusammengefaßt werden kann unter dem Begriff ‚Umgebung des Helden‘“. Jurij M. Lotman: Zur Metasprache typologischer Kultur-Beschreibungen. In: Ders.: Aufsätze zur Theorie und Methodologie der Literatur und Kultur. Kronberg/Taunus 1974, S. 346f.

40 Zur Tradition und Funktion der Schmuggel- oder „Pascher“geschichten entlang der deutsch-tschechischen Grenze vgl. Katharina Eisch: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums (Bayerische Schriften zur Volkskunde 5). München 1996, S. 177–187.

Zukunft. Die positive Aneignung ihrer Lebensgeschichte, die aus ihren Erinnerungserzählungen spricht, erleichtert es ihr, die lebensgeschichtliche Zäsur, für die die Grenze des Kriegsendes als eine extreme und traumatische Schwellenzeit steht, zu überwinden und die passiv erlittene Vertreibung zu einer aktiv vollzogenen und gewollten Grenzüberschreitung zu machen. Sie konnte so auf der anderen Grenzseite ankommen: „Hier ist jetzt unsere Heimat“.

Auch Frau Schmidt erzählt davon, zum ersten Mal vor den Ruinen ihres Elternhauses gestanden zu haben – nach zehn Jahren, in denen die Grenze auch für die in der DDR lebenden Vertriebenen nicht passierbar war. Die späte, besuchsweise Wiederkehr und das Wiedersehen des Ortes erlaubten es ihr jedoch, Abschied zu nehmen: „Also, unsere Heimat ist jetzt hier. Denn das war für den, der einmal da gewohnt hat und hat die Vernichtung gesehen, war das unheimlich! Und auch jetzt. Uns geht's jetzt viel besser.“

Sie ist froh, nicht geblieben zu sein, und erklärt das mit dem Schicksal ihrer geliebten Verwandten oder zitiert aus dem Gespräch mit einer Schulfreundin: „Na ja, die durfte drinbleiben, weil ihr Mann Instrumentenmacher war. Ich mußte fort, ich hätte dableiben können.“ Der Eltern wegen entschloß sie sich zu gehen. Später einmal bekam sie Besuch von der Freundin: „„Du hast's schön!““ beneidete sie diese um ihren angenehmen Arbeitsplatz. „„Ja‘, hab ich gesagt, ‚damals hast du's schön gehabt. Du durftest zuhause bleiben, und wir mußten ins Ungewisse fort‘. Na, wie sich das halt entwickelt hat.“

Das ewige Unrecht und die Verzweigtheit der Vergangenheit

Für Frau Funk ist diese Gesprächspassage ein Anlaß, über die gleichbleibende Benachteiligung der Deutschen in Böhmen zu rasonnieren, ausgehend von den Schulschwierigkeiten deutscher Kinder in den Anfangsjahren nach dem Krieg, den Zerstörungen, dem verlorenen Glanz der Geigenmacherstadt Schönbach. Das Unrecht bleibt bestehen, als eine schwere Last – aber: „Für uns Sudetendeutsche ist der Zug abgefahren, das wird nichts mehr, da gibt's keine Entschädigung.“ Es sei ja ohnehin alles unwiederbringlich zerstört:

Damals da hat ein vernünftiger Tscheche gesagt, wenn die Deutschen fort sind, werden Disteln und Dornen wachsen. Ich bin einmal später, da war ich aber schon eine Weile hier, da bin ich einmal nachts über die Grenze gegangen, und da waren wirklich die Disteln und Dornen gewachsen.

Noch einmal hebt Frau Schmidt mit einer Schmuggelgeschichte an; es geht um eine Schnitzbank, die sie nachts über die Grenze tragen half. Niemand habe sie

erwischt – und was das bedeutet, unterstreicht eine andere Geschichte, in der sie wie durch ein Wunder einer Vergewaltigung entging: Russische Soldaten, die die junge Frau auf einem illegalen Grenzgang aufgegriffen hatten, nahmen sie mit auf die Wachstation, bedrängten sie – um sie dann doch wieder loszulassen. Viele Frauen und Mädchen seien vergewaltigt worden in dieser Zeit, eine ganze Reihe von Verwandten und Bekannten.

– Also was man so an der Grenze – was man so mitgemacht hat!

– Jetzt ist man alt und grau, aber manchmal liegt man die Nacht da, kann nicht schlafen, und da geht das so wie ein Film an einem vorbei, da gibt's kein Einschlafen dann.

– Und schön ist es, wenn ich mal zur [Cousine] gehen kann, und wenn man mal ein wenig erzählen so, soweit von früher! Denn unsere Jungen, weder ihr Sohn noch meiner – ‚ach euer altes Zeug, sei froh, daß' vorbei ist‘, sagen die.

So wichtig das alltägliche, persönliche Erzählen für sie ist, als Versicherung ihrer eigenen Geschichte und zur Bewältigung der traumatisch drängenden Erinnerung, so wesentlich war für Frau Funk das Schreiben, mit dem sie sich Anerkennung nach außen, in ihrer Bezugsgruppe aus der ‚alten Heimat‘ verschaffen konnte: Die Egerländer Vertriebenen hätten sie mit einer Ehrenurkunde ausgezeichnet, für die Artikel in der Egerländer Heimatzeitung. Nun, mit dem Umzug, seien ihre Materialien fort, die Geschichte und Erinnerung gegenständlich fixieren konnten: „Das war noch einmal wie Aussiedlung.“

Die Cousine habe schon so viel durchmachen müssen, erklärt die fürsorgliche Frau Schmidt, ihre Mutter habe sie bis zum Ende gepflegt... dann setzt auch Frau Funk knapp hinzu: „Mein Mann ist zum Schluß des Krieges noch gefallen“, sie deutet auf das Bild eines jungen Mannes über ihrem Bett:

Das war mein jüngerer Sohn. Der ist tödlich verunglückt am Tag seines Abiturs. Also da war ich dann soweit, da hab' ich gesagt, ich will nicht mehr leben. Heimat verloren, den Mann verloren, alles verloren, und jetzt auch noch den Sohn.

Davon jedoch erzählt sie weiter nicht, sie zeigt mir ein Familienfoto ihres zweiten Sohnes, der sich nun um sie kümmert, und wendet sich schließlich wieder der ‚eigentlich‘ bayerischen Zugehörigkeit des historischen Egerlandes zu: Man dürfe die Geschichte nicht erst mit Hitler anfangen, so repetiert sie mit der Rückverlagerung einer historischen Ur-Entrechtung der Deutschen durch die Tschechen auch gängige Geschichtsbilder im sudetendeutschen Gedächtnisdiskurs und unterfüttert sie mit der in der DDR erlebten Geschichtsverweigerung: Nicht ein-

mal die deutschen Ortsnamen der Herkunftsorte in der Tschechoslowakei durften gebraucht werden.

Und, auch das muß immer wieder und wieder wiederholt werden: „Der Haß ist geblieben.“ Die meisten Tschechen haßten die Deutschen, niemals würden sie von Versöhnung reden wie die Deutschen.

Frau Schmidt aber ist wieder ganz im „Früher“, erinnert sich schmunzelnd an ihr Schultschechisch, all die Zungenbrecher, die sie damals viel zu wenig geübt habe. Die Tschechen in Eger, in den Geschäften sprachen deutsch, so wie selbst diejenigen, die nach dem Krieg auf Einkaufsfahrten über die Grenze kamen: „Die waren mehr bemüht wie wir. Wir haben gedacht, na ja, die verstehen uns schon.“

„Vergiß einmal deine Rede“, fährt die Cousine scharf dazwischen, zitiert die Bevorzugung tschechischer Staatsbeamter in der Vorkriegstschechoslowakei. Frau Schmidts relativierendes „Na ja, aber wir haben das nicht so tragisch genommen“ läßt sie noch erbitterter dagegenhalten: Hier ginge es um Gesetze, „und wenn du mal einkaufen warst, das war wieder eine andere Sache“.

– Da war das Prinzip der Gleichberechtigung nicht da.

Wieder führt sie die gegen Deutsche verübten Verbrechen an, Aussig.

„Da ist vieles, was eben verzweigt ist“, so hält sie erschöpft inne, überzeugt, daß ich hier niemals den rechten Zusammenhang herstellen könne. Dann aber überrascht sie mit ihrer Einlassung über das an Tschechen verübte Unrecht, beide erzählen über die aus Schönbach deportierten Juden und über Frau Schmidts in Stalingrad vermißten Bruder.

– Zum Beispiel die Tschechen, die hatten auch Leute im KZ. Haben aber Deutsche ins KZ gebracht. Aber es waren ja auch Deutsche im KZ, es waren ja nicht bloß die Tschechen. [...] Kommunisten, Sozialdemokraten, katholische Geistliche, dann ich weiß vom Turnverein, unser Vorsitzender, der wurde auch abgeholt.

Der wurde von Tschechen oder Deutschen abgeholt?

– Das waren dann die Deutschen, die die KZs errichtet haben. Die haben Deutsche und Tschechen dort rein. Und da haben eben die Tschechen wirklich Opfer bringen müssen. Sind also Tschechen umgekommen in KZs. In deutschen KZs. Und das ist natürlich, das vergessen sie nicht.

Das sei alles „so verzweigt“, damit erklärt sie noch einmal ihre Erzählschwierigkeiten. Während Frau Schmidt auf einen weiteren Erzählnachmittag drängt, zu dem sie selbst gerne dazukommen will, bleibt die Expertin zurückhaltend: „Da springt nichts dabei raus“.

Sicher kann es hier nicht darum gehen, etwa in einer psychologischen Analyse den krassen Unterschied der beiden Markneukirchner Cousinen – wie auch der beiden Wildsteiner Frauen – im Umgang mit ihren individuellen Grenzerfahrungen restlos zu erklären. Die Gesprächsaufzeichnungen aus beiden Orten aber geben auch Aufschluß über kollektive Hintergründe, die im Forschungsfeld je nach individueller Disposition diese entgegengesetzten Gedächtnistypen hervorbringen. Für beide Cousinen besitzen das Erzählen-Können und die Anerkennung ihrer Lebenserfahrungen eine große Bedeutung. Während jedoch Frau Schmidt in plastischer und entspannter Weise, ohne jeden Anspruch, nach außen ein historiographisch gültiges Expertenwissen vermitteln zu müssen, die Entlastungs- und Verarbeitungschancen des persönlichen, lebensgeschichtlichen Erzählens nutzt, scheitert Frau Funk mit ihrem verzweifelten Bemühen, gegen das Desinteresse und das Vergessen ihrer Umwelt das Bild eines in alle Zukunft unvergeßlichen Unrechts aufzurichten. Erst am Schluß des Gesprächs können sich die eigenen Gefühle eine Bahn schaffen, die vorher so panisch hinter dem Schutzwall fremder Schuld verdrängt werden müssen: So wie hinter dem verzweifelten Verweis auf den Verlust der Heimat und des Elternhauses plötzlich kraß und schmerzhaft der frühe Tod von Mann und Kind aufscheint, so kann die vehemente Projektion von Haß und Verbrechen auf eine anonyme tschechische Seite, auf „die Tschechen“, letztlich nicht das Wissen um die fatale Verstricktheit der eigenen Bezugsgruppe und um die Uneinholbarkeit deutscher Schuld – an Deutschen, Tschechen, Juden – zurückhalten. Die Vergangenheit ist „so verzweigt“, dieses je individuell durchlittene Drama kann auch mit einer noch so schlagenden Argumentation nicht gefaßt, über ein gesellschaftlich anerkanntes Allgemeinschicksal nicht verarbeitet werden. Es bleiben zusammenhanglose „Brocken“, die ihrem veränderlichen, subjektiven Erfahrungskontext ebenso entzogen sind wie einer dialogischen Bewältigung.

Wolfgang Meinicke hat zusammen mit Alexander von Plato in seiner Interpretation lebensgeschichtlicher Interviews mit in die SBZ Vertriebenen – sogenannten „Umsiedlern“ in berechnender DDR-Diktion – vermutet, daß die dortige öffentliche Unterdrückung jeder heimatgeschichtlichen Beschäftigung und der ständig drohende Revanchismusvorwurf zu einem „Verdrängungsprozeß“ geführt haben, der die Eingliederung in die DDR-Gesellschaft ebenso wie die Aufarbeitung des Heimatverlusts dauerhaft behindert habe⁴¹. Es scheint jedoch, daß die

41 Wolfgang Meinicke (Hg.): Flüchtlinge, Umsiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone. In: Alexander von Plato, Wolfgang Meinicke: Alte Heimat – neue Zeit. Flüchtlinge, Umsiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und

Geschichtsangebote und vielfältigen Formen westdeutscher Vertriebenenkultur, die im sächsischen und teilweise auch im tschechischen Grenzland als Anknüpfungsmöglichkeiten für die eigenen Erinnerungsbedürfnisse durchaus positiv aufgenommen wurden, eben diese mit ihren stereotypen und mythologisierenden Geschichtsbildern aufs Neue blockieren können. In diesem Sinne, und das zeigt nicht nur das Beispiel Frau Funks, bedeuten sie eine zweite Enteignung regionalen Gedächtnisses durch von oben induzierte Geschichtsdoktrinen. Offenkundig behindern sie das private Erzählen aus einem gemeinschaftlich geteilten Erfahrungsgedächtnis eher noch als die öffentliche Stigmatisierung durch die Regierungen der DDR und der sozialistischen Tschechoslowakei. Die rituellen sudetendeutschen Strategien jedenfalls, die in Ansprachen und Veröffentlichungen den kausalen Schuldzusammenhang zur NS-Zeit auszublenden suchen oder mit immer weitergehenden Entschuldigungs- oder Wiedergutmachungsforderungen⁴² an die tschechische Seite die Fortdauer von Unrecht und Unversöhnlichkeit wie ein Banner gegen die eigene historische Verstrickung hochhalten, versagen dann, wenn sie den Schmerz und die persönlich zu tragende Last individueller Schuldgefühle vertiefen, anstelle mit neuen Identitäts- und Identifikationsangeboten Möglichkeiten zur Versöhnung mit der eigenen Geschichte zu geben.

Das binationale Erbe Böhmens

Unübersehbar weisen gerade diese ideologischen Fixierungen auf eine Befangenheit in eben dieser Geschichte sudetendeutschen Nationalismus hin. Die kurze Auseinandersetzung, in der Frau Schmidt sich an das sprachliche Miteinander im Egerland erinnert und Frau Funk heftig mit politischen Tschechisierungspraktiken

der DDR. Berlin 1991, S. 23–81, hier S. 80. Dazu ist anzumerken, daß auch in der Bundesrepublik nur ein Teil der sudetendeutschen Vertriebenen die dortigen Geschichtsangebote ‚ihrer‘ Heimatgruppen nutzt, die meisten davon wie Frau Schmidt mehr aus einem persönlichen Identitätsgefühl als aus einem übergeordneten, historisch-politischen Interesse. Weniger als 10% sind etwa als Mitglieder der Landsmannschaft aktiv in den Geschichts- und Gedächtnisdiskurs eingebunden.

42 Die Forderungen nach Aufhebung der tschechoslowakischen Nachkriegsdekrete können in einer Reihe sudetendeutscher Forderungsdiskurse gesehen werden, die nach der Revolution von 1989 mit der Forderung nach einer tschechischen Entschuldigung begannen und mit den schrittweisen Einlassungen aus Tschechien von Teilen der sudetendeutschen Vertretungsorganisationen in Deutschland immer höher getrieben werden. Vgl. Eisch: Grenze (wie Anm. 40), S. 296.

der Ersten Republik kontert, liest sich wie das Aufeinanderprallen entgegengesetzter interethnischer Strategien, die beide in innerböhmischen Entwicklungen in der Zeit des aufkommenden Nationalismus wurzeln und die das Aufwachsen der beiden Frauen im tschechoslowakischen Grenzgebiet begleitet haben. Im Zuge der Industrialisierung Böhmens war es im 19. Jahrhundert zur massiven Zuwanderung tschechischer Arbeitskräfte in die deutsch dominierten Industriegebiete in den Randgebirgen gekommen, welche die Sprachgrenzen zwischen beiden Siedlungsgruppen weiter verschwimmen ließen. Die geteilten Arbeits- und Lebenswelten führten jedoch nicht zur Assimilation eines Bevölkerungsteils oder zur Verschärfung nationaler Konflikte im gemeinsamen Alltag, sondern zur Ausbildung einer pragmatisch gehandhabten, unideologischen Bikulturalität – die z.B. in der Selbstverständlichkeit von Zweisprachigkeit und sprachlicher Anpassung, des Kindertauschs zum Erlernen der jeweils anderen Sprache oder der Normalität gemischtethnischer Familien bestand. Parallel dazu aber entwickelte sich in den Medien und im Vereinswesen der bürgerlichen Mittelschicht beider Seiten eine dezidiert nationale Abwehrretorik, die sich auf deutscher Seite nach der Gründung der Tschechoslowakischen Republik durch den Verlust der kulturellen und politischen Vormachtstellung der Deutschen verschärfte. Im Zuge der Wirtschaftskrise, die wiederum vor allem die deutschen industrialisierten Gegenden traf, konnten diese kollektiv eingeübten, antitschechischen Denk- und Geschichtsbilder mühelos für nationalsozialistische Interessen instrumentalisiert werden – sie klingen aber auch noch in aktuellen Manifestationen durch, die sie rhetorisch unverändert und nicht selten als Beleg für eine bereits ‚historisch fundierte‘ tschechische Unterdrückung aus dem damaligen ideologischen Schriftgut übernehmen.

Beide Denk- und Handlungsmuster bestanden in der Ersten Republik nebeneinander, ohne als Widerspruch empfunden zu werden; das strikte Pochen von Schulen und nationalen Organisationen auf sprachliche Gleichbehandlung einerseits und der alltagspraktische Umgang miteinander andererseits konnten einander durchaus relativieren und ausbalancieren. Wenn so in der Tschechoslowakei aufgrund eines Sprachengesetzes von 1926 Staatsposten im deutsch besiedelten Grenzland vorrangig mit tschechischen Männern aus dem Landesinneren besetzt wurden, so wurde das politisch-nationale Kalkül einer ‚Tschechisierung‘ der Grenzgebiete dadurch alltagspraktisch unterlaufen, daß diese sehr häufig deutsche Frauen heirateten und damit in deutschsprachige Familien und soziale Netze integriert wurden⁴³. Dazu kommt, daß gesellschaftliche Konfliktlinien in der damali-

43 Darauf deuten in den dreißiger Jahren z.B. auch die wiederholten Appelle der nationa-

gen hochdifferenzierten Industriekultur der Grenzgebiete weit mehr entlang sozialer als nationaler Grenzen verliefen. Frau Schmidt stammt aus einer wenig national gesinnten Familie, ihr Bruder mußte vor dem Einmarsch der Wehrmacht 1938 als Kommunist ins Landesinnere fliehen. Vor diesem Hintergrund erscheint es einfacher, sich über die politischen Stereotypen gegen „die Tschechen“ (die sie, anders als die gebliebenen deutschen Frauen, ideologisch durchaus teilt) mit ihrer konkreten Alltagserinnerung hinwegzusetzen. Demgegenüber dürfte Frau Funk weit mehr in der Einstellung der damaligen sudetendeutschen Lehrerschaft befangen sein, die mit ihren vielfältigen pädagogischen, regionalhistorischen oder heimatkundlichen Aktivitäten zu den wesentlichsten Agenten deutscher – und damit oft auch antitschechischer – Kulturvermittlung zählten⁴⁴.

Diese ideologische Abwehr eines anonymen ‚Anderen‘ wurde nach der Vertreibung wesentlich durch die Absperrung des Westens von den Herkunftsgebieten und der dort lebenden tschechischen Bevölkerung begünstigt, deren lebensweltliche Realität zunehmend durch idealisierende Konstruktionswelten der „alten Heimat“ einerseits und einen projektiven Antikommunismus andererseits verstellt wurde. Demgegenüber besaßen ab den 60er Jahren DDR-Bürger und -Bürgerinnen wie Frau Schmidt vergleichsweise gute Möglichkeiten, alte Beziehungen weiterzupflegen, darüber hinaus erlaubte es der lebhafteste Einkaufs- und Urlaubsverkehr zwischen beiden Ländern, sich ein differenziertes Bild der dortigen und der eigenen Situation zu verschaffen.

Dieser Faktor einer Relativierung konstruktiver Fremd- und Geschichtsbilder durch eine alltägliche, nachbarschaftliche Nähe zum ‚Anderen‘ gilt erst recht für die gebliebenen Deutschen. Sie stammen zum größten Teil aus der Arbeiterbevölkerung der Vorkriegstschechoslowakei; in der notwendigen Neugestaltung dörflicher und kleinstädtischer Alltagsstrukturen nach dem Krieg konnten sie nicht nur auf ihre überlieferten binationalen Kompetenzen zurückgreifen, sondern mußten in den bunt gemischten Siedlergemeinschaften auch neue, alltagsadäquate Umgangs- und Lebensformen entwickeln. In der alltäglichen familiären und nachbar-

listischen tschechischen Grenzlerpresse (wie z.B. der „Nové chebské hlasy“ aus Eger) an die tschechischen Zuwanderer und Staatsbeamten, doch tschechische Frauen aus dem Landesinneren zur Gründung tschechischsprachiger Familien zu heiraten.

44 Rudolf Jaworski hat aufgezeigt, daß dieser ideologischen Präferenz der deutschen Lehrerschaft in der Tschechoslowakei auch der Verlust eines über Böhmen hinausreichenden, deutschen Arbeitsmarkts ab 1918 zugrunde liegt. Vgl. Rudolf Jaworski: Vorposten oder Minderheit? Der sudetendeutsche Volkstumskampf in den Beziehungen zwischen der Weimarer Republik und der ČSR. Stuttgart 1977.

schaftlichen Kommunikation bildeten sich neue Erinnerungsgemeinschaften aus – handelt es sich doch bei „den Tschechen“ auch um die eigenen Nachbarn, Freunde und Familienangehörigen. Ihre Weltansichten und Lebenserfahrungen mußten ebenso in den eigenen Gedächtnisbestand eingehen wie die Erinnerungsbezüge zu den Verwandten und ehemaligen Mitbürgern in Deutschland. Konflikte und böse Erinnerungen konnten ohne verallgemeinernde Übersteigerungen auf konkrete Ereignisse und Personen bezogen bleiben.

Die pragmatische Emanzipation des Gedächtnisses

Hier formt sich das Bild eines kontextuell veränderlichen Gedächtnisses, das sich aus den jeweiligen alltagspraktischen Anforderungen und Identitätsbedürfnissen speist und das im täglichen Leben selbst handlungsleitend wird. Dieses bewegliche, kommunikative Gedächtnis scheint nun nicht mehr auf die Legitimation durch offizielle Geschichtsbilder und nationale Identitätsversprechen angewiesen zu sein. Damit wird eine prinzipielle wissenschaftliche Ableitung des Gedächtnisbegriffs von der Historiographie fraglich: Auch wenn es kaum Gruppen oder Regionalkulturen geben kann, die außerhalb des Diskurszusammenhangs der Moderne um die historische Fundierung kollektiver Identität stehen, so machen es die selbstbewußten, pragmatischen Umgangsweisen mit Gedächtnis und Erinnerung unumgänglich, nach den vielfältigen und autonomen Ausprägungen und Funktionsweisen des Erfahrungsgedächtnisses zu fragen, in denen es ganz unterschiedliche Verhältnisse zum kulturellen Gedächtnis oder auch zur offiziellen Historie eingehen kann.

Das Beispiel der aus Böhmen vertriebenen und nichtvertriebenen Deutschen und einer konfliktreichen, immer auch ethnisch besetzten Grenze zeigt, wie eng die Ausformung des kollektiven Gedächtnisses und der Umgang mit gesellschaftlichen Geschichtsbildern an den jeweiligen Überlieferungskontext sowie an die konkrete Lebenssituation einer Erinnerungsgemeinschaft gebunden ist. Dabei, und auch das sollten die angeführten Beispiele zeigen, vermischen und durchdringen einander die einzelnen ‚Gedächtnistypen‘ im individuellen Einzelfall in je spezifischer Weise.

Für die gebliebenen Deutschen ist es in erster Linie der alltäglich geteilte Lebenszusammenhang, der es ihnen möglich macht, ein pragmatisches und multiperspektivisches Gedächtnis den historisch unterfütterten Ideologemen nationaler Antagonismen entgegenzusetzen. Am deutlichsten wird das in der überraschend einmütigen Ablehnung von einseitigen Schuldzuweisungen, der Aufrechnung der Verbrechen der Vergangenheit oder gar von Entschädigungsforderungen aller Be-

fragten dieser Grenzseite, ungeachtet ihrer sonst durchaus unterschiedlichen Haltungen. Anhand der tschechisch-slowakischen Auseinandersetzungen, die 1993 zur Spaltung der Tschechoslowakei führten, sowie des jugoslawischen Konflikts stellen Etela Farkašová und Zuzana Kiezková in überzeugender Weise den interessegeleiteten Denkmodellen nationaler Dichotomie die mehrdimensional vernetzten Identitäts- und Handlungsmuster von Frauen gegenüber, so wie sie aus deren konkreter Lebenssituation erwachsen⁴⁵. Nun waren meine Gesprächspartner und -partnerinnen vielleicht nicht zufällig überwiegend Frauen; auf der böhmischen Seite stellen und stellten Frauen ohnehin eine deutliche Mehrheit innerhalb der deutschen Bevölkerungsgruppe, was nicht nur auf einen kriegsbedingten und demographischen Überhang zurückzuführen ist, sondern auch wieder auf die Praxis gemischter Ehen mit männlichen, tschechischen Zuwanderern, deren Angehörige nicht ausgesiedelt wurden. Gerade diese Deutschen im böhmischen Grenzland bestanden durchgängig auf einem weniger konfrontativen, multivalenten Identitätskonzept, das sich im ständigen Seitenwechsel im alltäglichen Handeln und Erzählen ebenso ausdrückte wie in ironischen Bemerkungen über ihre eigene uneindeutige Zwischenidentität zwischen Deutschen und Tschechen oder in vielen Verweisen auf die fatale Rolle der „Politik“ in den Kreisläufen und Katastrophen in der Geschichte des Grenzgebiets.

Es sei eben überall „anders“ gewesen, wie Frau Soukup beharrlich einflicht, oder wie es programmatisch auch die Wildsteinerin Frau Dvořáková ausdrückt: „Die Politik hat die Leut' zusammengehetzt und die Unterschiede gemacht“⁴⁶.

Leben auf der Grenze

Frau Dvořáková, die als Letzte und als Vertreterin eines persönlichen und pragmatisch bestimmten Gedächtnistyps zu Wort kommen soll, wird mir von Frau Soukupová als Informantin vermittelt, die viel aus ihrem eigenen Erleben zu erzählen wisse. In den Monaten nach dem Interview treffe ich sie mehrfach im Ort, so gelegentlich auch in einer von Deutschstämmigen geführten Kneipe, die einen

45 Etela Farkašová, Zuzana Kiezková: Feministische Ansätze in der Diskussion über nationale Identität. Zur Grenzziehung in der ehemaligen Tschechoslowakei. In: Gundula Oerter, Olga Uremović (Hg.): Frauen zwischen Grenzen: Rassismus und Nationalismus in der feministischen Diskussion. Frankfurt a. M./New York 1994, S. 129–144.

46 Zitate und Gesprächswiedergaben von Frau Dvořáková: Gedächtnisprotokoll zum 15.12.1994 und 5.5.1995, Interview am 15.12.1994.

besonderen Ruf als „internationaler“ Treffpunkt von Tschechen und Deutschen aller Grenzseiten genießt.

An diesem Tag wechselt sie schnell an meinen Tisch, empfiehlt mir die Egerländer Knoblauchbrote und meint: Über das bevorstehende Wochenende werde die Kneipe voll sein, denn am Montag, den 8. Mai, sei Feiertag: „Wir‘ haben ja den Krieg gewonnen“, das kommt mit leiser Ironie, und: „Die Stimmung ist gar nicht gut jetzt“. Das werde geschürt von draußen, bei jedem Heimattreffen ginge das los, dieses „wir sind vertrieben worden“, sogar den Besitz wolle man wieder – und das würden die Tschechen nicht vertragen. Dabei müsse man doch „die Kriegsfolgen sehen“, redet sie sich in Rage. Manchmal müsse sie „sich schämen“, eine Deutsche zu sein, „unsere Generation hat das verschuldet“: Sie erzählt von damals, den Arbeitsversprechen der Nazis und ihrer eigenen Begeisterung über den Anschluß ans Reich, dann schon über den Arbeitsdienst und ihren Einsatz in einer Berliner Rüstungsfabrik.

Nach Wildstein zurückgekehrt, begegnete sie hungernden und frierenden russischen Kriegsgefangenen, denen ihre Mutter, den brutalen Aufsehern zum Trotz, Suppe kochte. Später hieß es, rückkehrende Soldaten vor den amerikanischen Besatzern zu verstecken, so wie schließlich die eigene Aussteuer vor tschechischen Plünderern. Im Interview, das wieder in Frau Soukups Küche stattfindet, geht es ihr jedoch weniger um die eigene, als um die Rehabilitation ihres verstorbenen tschechischen Mannes, dessentwegen sie im Land geblieben war. Dabei läßt sich die resolute, rundliche Frau kaum von den leisen Stichworten und Direktiven Frau Soukupovás dirigieren.

Über Jahre hinweg war der Mann Druck und Verfolgung wegen seiner deutschen Freundin ausgesetzt; die bikulturellen Selbstverständlichkeiten, auf die sich das Paar berief, waren plötzlich nicht mehr selbstverständlich:

Mein Mann, der hätte das so gewünscht, daß er sich einmal Luft machen könnte. Der hat gesagt, ‚ich wollte die, diejenigen zur Rache ziehen, die mir das alles angetan haben, weil, ich hab ja nichts verbochen. Weil ich jetzt eine Deutsche genommen hab‘ – ist das so, ja? Früher war halt das auch...

In der Vertreibungszeit war er als Postbeamter ins Grenzland gekommen:

Und der war auch allein da, hat niemanden gehabt, [...] der ihn versorgt hat und so, hab ich ihm die Wäsche gewaschen und so. [...] Hat auch kein Geld gehabt, daß er mich hätte bezahlen können fürs Wäsche waschen und so, und da hat er von... Er war ja, ist übers Land gegangen, als Briefträger, ja und da hat er ab und zu einmal ein bißchen was von den Bauern bekommen,

es war ja noch alles voll, voll Pferde und Hühner. [...] Das war halt – da hat jeder noch die – die Höfe besetzt, die hergekommen sind, ‘45, die Tschechen. Und da war noch das Vieh drin und alles, die Felder noch bestellt und alles. No, und hat er ab und zu mal mitgebracht, einmal ein bißchen Fleisch, einmal ein bißchen – was halt so, was sie ihm gegeben haben.[...] No, und dann hat sich das so ergeben, aus Dankbarkeit kann ich erst einmal sagen, hab' ich den Menschen dann geschätzt, weil er mich unterstützt hat. Meine ganze Familie hat ja davon gelebt, ja, von ihm.

Na, und da hat sich das ergeben, daß wir uns kennengelernt haben, aber: Jetzt kommt der wunde Punkt, es war verboten! Es war sehr streng, es waren sogar Plakate angeschrieben, also, wer erwischt wird, der zahlt, ich weiß nicht, in welcher Höhe, Strafe, mit einer Deutschen, ja. Na, und mein Mann hat sich halt da nicht irritieren lassen – [...] gut, ich konnte ja nicht tschechisch. Wir haben uns unterhalten, also mit Händen und Füßen.

Um Sprachbarrieren mochte sich das Paar sowenig scheren wie um die Frontlinie zwischen den noch ansässigen Deutschen und den tschechischen Neusiedlern. So erzählt sie eine Geschichte beharrlicher Grenzüberschreitungen, die die beiden ständig an neue Verbote und Trennlinien stoßen ließ – ob das der soziale Druck einer dörflichen Umgebung war, die längst in zwei nationale Lager geteilt war, die Ausgangssperre für Deutsche oder die weiße Binde, die die junge Frau als Deutsche kennzeichnete – und die den Geliebten doch nicht kümmerte. „Gib's runter“, habe er gesagt, „wenn ich komm', brauchst doch kein Band tragen!“

Ihre Aussiedlungserfahrungen sind dramatisch, und doch erinnert sie sich ohne stereotype Dramatisierungen. Statt dessen faßt sie sie in eine eindrucksvolle Erzählung ihres lebensgeschichtlichen Kreisgangs, der in Wildstein beginnt und endet, und in dem ihr doch auch die Grenzüberschreitung in ein neues Leben gelingt.

Die junge Frau wird schwanger, als die 70 kg-Säcke schon gepackt sind, erhält den Aussiedlungsbefehl: „Morgen früh um sechs, hier am Platz“.

Über Nacht erwirkt der Freund in Eger eine Aussetzung des Befehls, sie kann bleiben und wird zwei Jahre später dennoch ausgesiedelt: „Dann haben sie uns ausgesiedelt [...] – nicht ausgesiedelt nach Deutschland – ins Innere rein!“

Zwölf Jahre lang lebte die Familie in einem von seinen deutschen Bewohnern verlassenen Dorf bei Pilsen; Frau Dvořáková erzählt von ihrer Angst, den wiederholten Ausquartierungen in verwahrloste Unterkünfte, dem allmählichen Einleben und von ihrem Heimweh. 1949 aber durfte sie um die tschechoslowakische Staats-

bürgerschaft ansuchen und endlich auch heiraten: „Ein gutes Zeichen, daß man endlich mal wußte, wem man angehört“, damit markiert sie das Ende eines Schwellenzustands und den Beginn eines Normalisierungsprozesses. 1960 schließlich konnte sich die Familie – wenn auch noch gegen manchen Widerstand – wieder in Wildstein ansässig machen.

– Dann hat mein Mann normal wieder seinen Dienst gemacht hier, als Briefträger, und ich bin arbeiten gegangen, na ja, und so leben wir halt heute noch. Mein Mann ist dann vor zehn Jahren gestorben, und was wär da noch zu berichten?

Hier, mit der narrativen und biographischen Überschreitung der fundamentalen Zäsur, die das Kriegsende bedeutet, kommt die Geschichte zum Ende – nicht aber das Räsionieren beider Frauen über das widersprüchliche, absurde ‚Warum‘.

– Was haben wir eigentlich verbrochen, daß das so gekommen ist, daß der Krieg gekommen ist, das schieben sie uns in die Schuhe, uns Egerländern, oder Sudetendeutschen, wie sie sagen.

Wieder gehen sie die Ereignisse des aufkommenden Nationalismus, des Nationalsozialismus durch, des Krieges. Die Benachteiligungen und Schikanen der ersten Nachkriegsjahre.

– Aber des war ja direkt nur der Haß – weil wir, weil wir, ich eine Deutsche war und er ein Tscheche, ja.

– Stell dir mal vor, von '45, wie lang das her ist, das hat sich ja so normalisiert. Herr Soukup ist hinzugekommen, der Tscheche, dessen Familie nach dem Krieg aus dem Rheinland zugewandert ist: „Remigrant nennt sich das. Er ist in Deutschland geboren, in Deutschland in die Schule gegangen, und beim deutschen Militär gewesen, und dann wars ein Tscheche.“

Frau Dvořáková aber läßt nicht locker:

– Jedenfalls sind das immer Menschen, die kein Herz haben und kein Gewissen.

– Auch wenn ich ein verbissener Tscheche bin, oder eine verbissene Deutsche, wenn ich Mensch bin, bin ich Mensch.

Frau Zima, wieder ganz die Expertin, zitiert die Wirtschaftskrise, Hitlers Versprechungen, sowie auch den im Jahre 1918 den Deutschen in der neuen Tschechoslowakei verweigerten Autonomiestatus, die Besetzung von Staatsposten mit Tschechen – die bekannten Erklärungsmuster, die doch den erlebten Grenzüberschreitungen und den bohrenden Fragen der Freundin nicht gerecht werden:

– Es haben ja so viele Deutsche auch darunter gelitten, [...] waren ja auch Deutsche, die mußten in die Konzentrationslager.

– Ich hasse die Politik. [...] Die macht ja das untern Menschen, das, das – den Rummel da.

– Menschen würden sich oft so gut verstehen untereinander.

Als Herr Soukup die beiden Frauen noch einmal mit sanfter Ironie bremsen will – „jetzt habt ihr euch lange genug ausgeweint!“ – protestieren beide: Das Erzählen habe „richtig gut getan“; und schon lange wollte Frau Dvořáková ihr „Schicksal [...] loswerden“. Ihr persönliches Schicksal, nichts weiter: es geht nicht um ein universelles, ewiges Unrecht, nicht darum, die Vergangenheit rückgängig zu machen. „Ich brauche die Rache nicht!“ Nur:

Daß die irgendeinmal wissen, wie wir überhaupt, was man alles überwinden mußte, eh man heute so ruhig leben konnte, wie heute, ja? Heute, man, heute ist des normal. Heute heiratet hier der Tscheche eine Deutsche, der Deutsche eine Tschechin, und des ist halt normal, wie gesagt.

Die Runde wird gesellig, die drei Einheimischen erzählen über die Situation um 1968, ihre eigenen ersten Eindrücke und ihr Wissen über Deutschland, sie schildern die früher so schwierigen und seltenen Fahrten über die Grenze und die gegenwärtigen Probleme im Grenzgebiet, die in einem ungerechten Währungsgefälle kulminieren. So sehr sie mit ihren individuellen Erfahrungen gehört und ernstgenommen werden wollen, so wichtig ist ihnen auch eine Akzeptanz der Normalität in all der Diversität und Widersprüchlichkeit, die zu einem Leben an der Grenze gehört.

Interessant ist das schon. Weil, wenn man das so alles verfolgt, jeder, jedes Menschenschicksal ist interessant, wenn mans so nimmt. Weil jeder hat eine andere, andere Erfahrungen gemacht in seinem Leben, wenn man mal siebzig ist, da hat man schon ein wenig was hinter sich. Also da sind die Schicksale verschieden, und jedes Schicksal wäre interessant. Da müßte man ja Bücher schreiben noch und noch.